

# Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Roland Links

## Literatur als Lebenswelt

Frühe Erfahrungen eines späteren Verlegers in der DDR

Heinrich Mohr

## Mein Blick auf die Literatur in der DDR

Thorsten Ahrend

## Was ging uns die DDR-Kulturpolitik an?

Biographische Notizen eines „Hineingeborenen“

Jan Faktor

## Intellektuelle Opposition und alternative Kultur in der DDR

B 10/94

11. März 1994

Roland Links, Dipl. phil., geb. 1931; Germanist und Literaturhistoriker; seit 1954 Lektor im Verlag Volk und Welt, Berlin; übernahm 1979 die Leitung der Verlagsgruppe Kiepenheuer in Leipzig, dort maßgeblich an der Edition „Internationale Literatur des 20. Jahrhunderts“ beteiligt.

Veröffentlichungen u. a.: Alfred-Döblin-Biographie, Berlin 1964 und München 1981; Herausgeber bzw. Mitherausgeber von Anthologien, Auswahlbänden und Werkausgaben (u. a. Alfred Döblin, Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch, Karl Kraus, Erich Mühsam, Kurt Tucholsky); Kritiker und Publizist.

Heinrich Mohr, Dr. phil., geb. 1938; Studium der Germanistik, Geschichte, Politikwissenschaft und Philosophie in Berlin, München und Freiburg; Professor für Literaturwissenschaft und Sozialgeschichte der Literatur an der Universität Osnabrück; Vorsitzender des Internationalen Arbeitskreises Literatur und Politik in Deutschland.

Veröffentlichungen u. a. zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts; zahlreiche Arbeiten zum Themenbereich Literatur und Gesellschaft in der DDR.

Thorsten Ahrend, Dr. phil., geb. 1960 in Wittenberge/Elbe; Studium der Germanistik in Leipzig und Rostock; Lektor für neuere deutsche Literatur bei Reclam Leipzig.

Veröffentlichungen u. a.: (Hrsg.) Wolfgang Hilbig: zwischen den paradiesen. Prosa. Lyrik, Leipzig 1992; Zeitschriftenaufsätze, Literaturkritiken.

Jan Faktor, geb. 1951 in Prag; Studium der Datenverarbeitung; verschiedene Arbeitsverhältnisse in Prag und in der Slowakei; 1978 Übersiedlung zu seiner Frau in die DDR (Ost-Berlin); Arbeit als Kindergärtner, Schlosser, Übersetzer. Bis 1989 fast ausschließlich nur in der inoffiziellen Literaturszene engagiert.

Veröffentlichungen u. a.: Georgs Versuche an einem Gedicht und andere positive Texte aus dem Dichtergarten des Grauens, Berlin 1989; Henry's Jupitergestik in der Blutlache Nr. 3 und andere positive Texte aus Georgs Besudelungs- und Selbstbesudelungskabinett, Berlin 1991; Körpertexte, Berlin 1993. Publikationen in Zeitschriften wie „Mikado“, „und“, „schaden“, „ariadnefabrik“, „Kontext“ u. a.; Beteiligung an mehreren Anthologien; Nachdichtungen gemeinsam mit seiner Frau Annette Simon.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn.

Redaktion: Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Ludwig Watzal, Dr. Klaus W. Wippermann, Hans G. Bauer.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 54290 Trier, Tel. 06 51/4 60 41 86, möglichst Telefax 06 51/4 60 41 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

## Literatur als Lebenswelt

Frühe Erfahrungen eines späteren Verlegers in der DDR

---

### I.

---

Als einer vom Jahrgang 1931 habe ich nicht nur die DDR von ihren ersten Tagen an erlebt; ich bin alt genug, um auch von den vier Jahren berichten zu können, die ihr vorausgegangen waren, und die mindestens in meinem Leben wie eine Art Resonanzboden für das gewirkt haben, was später kam.

Als Vierzehnjähriger war ich in den letzten Kriegswochen beim Volkssturm und habe jene Älteren beneidet, die eine Panzerfaust tragen „durften“. Selbst als Bomben auf uns fielen und Tiefflieger uns jagten, überdeckte die von Karl-May-Büchern (ich kannte alle) genährte Abenteuersucht die Gefahr. Erst viele Jahre später, nachdem ich den Film „Die Brücke“ gesehen hatte, holte ich das Erlebnis nach und schrie wenigstens im Schlaf vor Angst.

Bis Mai 1946 arbeitete ich auf einem bayerischen Bauernhof, und dort entdeckte ich eines Tages, als ich Getreidesäcke auf den Speicher schleppte, einen Stapel Bücher. Illustrierte Romane von Sir Walter Scott. Berichtenswert ist dieser Fund, weil nicht nur ich diese Bücher verschlang. Sie gingen von Hand zu Hand, und einer der untergetauchten ehemaligen Offiziere, ein Lehrer, nahm sich meiner an, erzählte von den „Rosenkriegen“ und den Kreuzzügen. Er vertrieb sich die Abende damit, mir und anderen jugendlichen Zuhörern eine Brücke zwischen Literatur und Geschichte zu schlagen. Ohne die damals erworbenen Kenntnisse hätte mich Georg Lukacs neun Jahre später nicht sofort in seinen Bann bringen können. Aber das gehört in ein späteres Kapitel.

Kann man Hunger trainieren? Als ich 1946 endlich zu meinen Eltern in Wittenberge an der Elbe fand, litt ich schon nach wenigen Wochen am ungewohnten Hunger wie an einer schweren Krankheit. In Bayern war ich der bemitleidete Junge aus dem Osten, der seine Eltern verloren hatte. Im Osten waren halt alle im Osten oder noch weiter aus dem Osten, also Flüchtlinge. Darüber sprach man aber nicht, sollte man lieber nicht sprechen. Ich wußte das nicht, ich erzählte allen, daß wir 1940 aus der Bukowina nach Schlesien gekommen waren und

dann im „Wartheland“ angesiedelt wurden. Mein Klassenlehrer, dem ich auch noch berichtete, daß 1940, nach dem Hitler-Stalin-Pakt, die Umsiedlungskommission aus je einem Offizier und Feldwebel der SS und einem Sergeanten und einem Kommissar der Roten Armee bestanden hatte, lud mich in seine Wohnung und warnte mich. Er war Halbjude, hatte die Nazizeit als Gleisarbeiter im rüstungswichtigen Reichsbahnausbesserungswerk überstanden und war nun glücklich, an der Oberschule Deutsch- und Geschichtsunterricht geben zu dürfen. Ob er als Lehrer ausgebildet war, weiß ich nicht. Von ihm erfuhr ich, daß noch Ende 1945 in Wittenberge Jugendliche als „Werwölfe“ auf dem Rathausturm die Hakenkreuzfahne gehißt hätten und deportiert worden seien; daß der Hitler-Stalin-Pakt ein „Tabu“ sei und daß man es sich auch derzeit nicht leisten könne, wie ich als „Parzival“ durch das Leben zu stolpern. So endete für mich eine kurze Zeit der Unbefangenheit, denn daß man sich vorsehen und anpassen mußte, war mir schon in Umsiedlungslagern und Internatschulen der Nazijahre beigebracht worden. Ich hatte das Wort „Befreiung“ offensichtlich zu wörtlich genommen.

Das Kollegium bestand aus einigen uralten Studienräten aus der Weimarer Republik oder aus sogenannten Junglehrern, die sich nachts anzubüffeln suchten, was sie uns am nächsten Vormittag beizubringen hatten. Die Flüchtlingskinder waren meist älter als die Einheimischen, weil viele mindestens ein Jahr verloren hatten. Außerdem saßen in den verschlissenen Schulbänken der höheren Klassen junge Männer, ehemalige Soldaten, die ihr Abitur nachholen wollten. Die so vorprogrammierten Spannungen sollten durch einen Schülerrat gemildert werden, dem bald auch ich angehörte.

Mein Vater war im Juli 1946, wenige Wochen nach meiner Ankunft, gestorben. Mutters Witwenrente reichte nicht. Auch mit Nachhilfeunterricht und Waldrodearbeiten an Wochenenden war nicht viel zu verdienen. Wir vermieteten eines von unseren zwei kleinen Zimmern an einen Chemiarbeiter der Zellwoll- und Zellulose-AG. Der Bruder meines Vaters, der schon 1940 in Berlin angesiedelt worden war, schickte meiner Mutter immer wieder

Geld und erbot sich, meine drei Jahre ältere Schwester bis zum Abitur bei sich zu behalten. So konnte auch ich „Berlin erleben“, allerdings erst, als der übriggebliebene Anzug meines Vaters für mich umgeändert worden war. Berlin, die Zellwoll-Zellulose-AG und die Singer-Nähmaschinenfabrik wurden für meine geistige Entwicklung nahezu entscheidend – aber damit greife ich wieder vor.

Auch das erste Jahr in der „Ostzone“ war für mich ein „historisches“. Ich blieb bei meiner in Bayern geweckten Liebe für Geschichtsromane und steigerte sie zur Leidenschaft. Was sich in der Stadtbibliothek, bei Schulfreunden, Lehrern und Bekannten von Edward George Bulwer bis Henryk Sienkiewicz auftreiben ließ, beschaffte ich mir, verschlang es und suchte in Konversationslexika Zusammenhänge. Ich weiß noch, daß ich in einem Aufsatz über mein Lieblingsbuch von Gustav Freytags „Ahnen“ schwärmte und daß mein Lehrer so klug war, mir wenig später, zum Geburtstag im März 1947, eine Broschüre zu überreichen, die ich heute noch besitze: „Die historische Größe“ von Jacob Burckhardt. Die vielen Unterstreichungen im Nachwort von Rudolf Stadelmann lassen darauf schließen, wie ernst es mir war. Ein Satz ist besonders hervorgehoben: „Wenn eine geschichtliche Krise die Voraussetzung ist für das Auftreten von großen geschichtlichen Individuen, so sind es offenbar auch nur die schrecklichen Zeiten, die ein Bedürfnis nach Größe haben und sich nach jener ‚Unterwürfigkeit‘ sehnen, welche der unbestechliche Basler Humanist so sehr verabscheut und als ein ‚Gefühl der unechtesten Art‘ verworfen hat.“

Schon im Vorjahr, 1946, war im Verlag der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) eine deutschsprachige Ausgabe der Studie „Über die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte“ des russischen Sozialdemokraten G. W. Plechanow veröffentlicht worden (die russische Originalausgabe ist 1898 erschienen). Wie und wann ich sie erworben habe, weiß ich nicht mehr, aber an den zeitlichen und geistigen Zusammenhang mit dem Burckhardt-Erlebnis kann ich mich lebhaft erinnern.

Wenn ich sagen sollte, wann ich das alles gelesen habe, wäre ich in Verlegenheit. Bei meinen Schulzeugnissen liegt ein ganzer Stapel vorgedruckter Urkunden: „Die Stadt Wittenberge dankt dem Bürger... für die geleistete Ehrenpflicht bei dem Wiederaufbau.“ Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; wer nicht mit enttrümmerte, bekam keine Lebensmittelkarten. Da meine Mutter leidend war, ging ich allein zu den von den Bombenangriffen

verbliebenen Ruinen nahe der katholischen Kirche. Hier traf sich die Jugend, hier war das, was sich viel später „Disco“ nannte – denn natürlich wurden wir wenigstens „beschallt“.

Weil ich aber noch nicht einmal gefirmt war, fürchtete meine Mutter um meine Unschuld und ließ sich im Wechsel mit einem jungen Vikar, der sich auf ihre Bitte hin meiner annehmen wollte, immer wieder blicken. Abends und an Wochenenden führte der Priester mit mir lange Gespräche, die erst endeten, als ich im örtlichen Antiquariat Nietzsches Werke fand und nun auch schriftlich belegen konnte, was ich fühlte: Gott ist tot. Daß ich meiner Mutter mit diesem Auftritt wehgetan hatte, tat mir leid, und daß ich für Nietzsche in unsere gemeinsame Kasse gegriffen hatte, beschämte mich. Am schlimmsten war aber, daß der Priester meinte, ich sei „immer noch“ ein Nazi und daß mein Klassenleiter, dem ich alles erzählte, ihm widerstrebend zustimmte. Die Nazis hätten sich auf Nietzsche berufen, und ich solle nicht nur in meinen Äußerungen vorsichtiger sein, sondern auch bei der Auswahl meiner Lektüre. Ich habe das weder damals noch später als „Zensur“ empfunden, weiß aber, daß das zu meinen ersten Lektionen in Selbstzensur gehörte, ohne die Zensur noch nie funktioniert hat.

Ein Zufall hatte mich damals aus meiner Not befreit oder mich vielmehr für einige Zeit von ihr abgelenkt. Während eines Berlinbesuches entdeckte ich im Schaufenster einer Buchhandlung einen Roman mit einem interessanten Titel und einem noch interessanteren Preis: „Schloß Gripsholm“ von Kurt Tucholsky als rororo-Zeitungsroman (dem Vorläufer der Taschenbücher) für ganze fünfzig Pfennig! Daß es kein historischer Roman war, wie ich vermutet hatte, verschmerzte ich schnell, denn plötzlich fühlte ich mich in einer Weise persönlich angesprochen, die ich noch nicht erfahren hatte. Ich meine nicht die berühmte Liebesgeschichte; die scheine ich überlesen zu haben. Mich packte der „Teufelsbraten“, Frau Adriani, und das von ihr malträtierte Kind, mit dem ich mich – in Erinnerung an Erlebnisse während der Nazizeit – identifizierte.

Ebenso einseitig persönlich reagierte ich auf Theodor Plieviers „Stalingrad“. Während ich las, wichen zu meinem eigenen Erstaunen Betroffenheit und Trauer einem Gefühlsgemisch aus Trotz und Erleichterung, das ich vom Februar 1943 her kannte. Ich sah mich wieder im Internat in Birnbaum an der Warthe, wie immer als Letzten in der letzten Reihe, hörte die Trommelschläge des heranrückenden Fanfarenzuges und beobachtete den

Verlauf einer pompösen Totenfeier, die inszeniert worden war, um alle, also auch mich, in die große Trauer um die in Stalingrad gefallenen Helden einzufangen. Ich hatte mich aber damals nicht einfangen lassen; ich hatte die nur verdeckte Schwäche und Angst derer genossen, vor denen ich mich täglich zu verantworten hatte – weil ich ein „komisches“ Deutsch sprach, weil ich nicht „zackig“ genug sein konnte.

Sicher, man liest und versteht immer nur das, wofür man schon reif ist; es kann aber auch sein, daß man in Büchern sucht, was wie ein Echo klingt, weil man anders nicht zu sich selbst finden kann. So war auch meine erste Begegnung mit dem „Siebten Kreuz“ von Anna Seghers. Heislers beklautes Staunen über die satte Ruhe in den Orten, die für ihn Stationen der Hetzjagd und Flucht waren, glich meinem Staunen im verschneiten Leubus bei Breslau (im Winter 1940/41), wo sich keiner darum scherte, was wir Umsiedler in den riesigen Gebäuden des ehemaligen Klosters, das mit Strohsäcken als Wohnlager eingerichtet worden war, trieben.

Auch die vielen Striche in Rilkes „Stundenbuch“ signalisieren einen, der Antworten und Bestätigungen nicht nur sucht, sondern sie sich förmlich herausreißt: „Denn Armut ist großer Glanz aus Innen...“; „... denn ein Wacher ist immer Träumer unter Trunkenheit“; „Du sagtest leben laut und sterben leise/ und wiederholtest immer wieder: Sein.“

Zu Rilke habe ich immer wieder zurückgefunden. Immer wieder wurde er verdrängt; damals von Kurt Tucholsky. Ich erbat mir den von Walter Kiaulehn zusammengestellten, von Erich Kästners Nachwort abgeschlossenen Sammelband „Grüß nach vorn“ als Geschenk und kann dessen Wirkung auf mich und meine Freunde nur mit Tucholskys eigenen Worten bestimmen: „... es war, wie wenn jemand das Fenster aufgemacht hätte“, schrieb er am 21. Mai 1917 in einem Brief in die Heimat und meinte „ein Bändchen Schopenhauer“.

Mein Band ging von Hand zu Hand, wir lasen uns die Lieblingsstellen gegenseitig vor, und eines Tages stand ich auf einer Bühne und rezitierte „Drei Minuten Gehör“ mit dem Schluß: NIE WIEDER KRIEG!

Zwei Theateraufführungen in Berlin – „Die Illegalen“ von Günther Weisenborn und „Draußen vor der Tür“ von Wolfgang Borchert – und zwei Prosatexte – „Jeder stirbt für sich allein“ von Hans Fallada und „Die Moorsoldaten“ von Wolfgang Lang-

hoff – zwangen mir Fragen auf, die sich schon angekündigt hatten, denen ich aber ausgewichen war. Gab es eine Kollektivschuld des deutschen Volkes, in die ich mich einbeziehen mußte? Waren meine Eltern, meine Verwandten Nazis? Hatte ich nicht auch Stolz empfunden, als ich im „Jungvolk“ nach verschiedenen Mutproben endlich zum „Hordenführer“ befördert worden war?

Solche Fragen wurden auch in der Schule gestellt, aber sie waren nicht in mich eingedrungen. Auch jetzt wurden sie wieder verdrängt, weil eines Tages in unserem Schulhof viele hundert Bücher von mehreren Lastwagen abgeladen wurden und Freiwillige sie in der Turnhalle ordnen sollten. Natürlich meldete ich mich. Übereifrige in den Wittenberger Singer-Werken (oder hieß die Fabrik schon „Textima“?) und bei der Zellwoll-Zellulose-AG hatten die Werksbibliotheken gesäubert und kurzerhand einfach alles aussortiert, was vor 1945 veröffentlicht worden war. Von unserem Untermieter erfuhr ich das Gerücht, alle Bücher seien schon zur Papiermühle unterwegs gewesen, aber der sowjetische Kulturoffizier solle ihre Vernichtung verhindern haben.

Ich entdeckte die prachtvolle Propyläen-Kunstgeschichte (sie soll später der Universitätsbibliothek Leipzig übergeben worden sein) und die zweibändige Literaturgeschichte „Dichtung und Dichter der Zeit“ von Albert Soergel. Obendrein konnte ich zu den meisten dort aufgeführten Namen nicht nur Leseproben finden, sondern nun auch Bücher – Romane, Dramen, Gedichte. Was offensichtlich linksorientierte oder freigeistige Bibliothekare und Gewerkschaftler, wahrscheinlich aber auch leitende Angestellte der beiden Fabriken zur Zeit der Weimarer Republik angeschafft und über die Nazi-jahre hinweg gerettet hatten, überspülte mich wie eine Springflut. Wenn ich später, während des Studiums, Titel wie „Menschheitsdämmerung“ und Namen wie Ernst Barlach, Gottfried Benn, Stefan George, Arno Holz oder Stefan Zweig zu hören bekam, erinnerten sie mich an jene in der Turnhalle meiner Schule verbrachten Stunden und an mein Staunen.

Geblichen ist mein Interesse an Stefan George und meine Liebe zu Arno Holz; geblieben ist meine Nähe zu Alfred Döblin, ausgelöst durch einige Sätze über Kindheit und Jugend in seinem „Rückblick“ von 1928. Verstanden und nicht mehr losgelassen habe ich ihn erst, nachdem ich mich durch „Berlin Alexanderplatz“ durchgebissen hatte. Mir imponierte, daß Döblin sich für „das Problem der Menschen, die ‚zwischen den Klassen‘ stehen“, interessierte und daß er sich zu seiner „Armut“

bekannte. Noch immer suchte ich vor allem mich selbst, aber die ungewohnte Art der Darstellung, die nahezu filmischen Schnitte und die zahllosen Verfremdungen zwangen mich in eine Distanz, die mir sehr gefiel.

Ob das Döblin-Erlebnis die außerordentliche Wirkung erklären kann, die wenig später Günther Weisenborns „Memorial“ auf mich ausgeübt hat, oder ob sie dem hohen Rang dieses kleinen Textes zuzuschreiben ist, kann ich nicht beurteilen; ich bin befangen. Leider besitze ich den RoRoRo-Zeitungsdruck (er kostete wie „Schloß Gripsholm“ nur 50 Pfennig) nicht mehr, erinnere mich aber noch deutlich an das Nachwort von Wolfgang Weyrauch, in dem Weisenborn gepriesen wurde, weil er zweierlei könne – sich unter die Leute mischen und sie doch „wie aus einem Fesselballon“ beobachten. Aber nicht die Form war mir damals wichtig. Wie bei Döblins „Alexanderplatz“ verhalf sie dem Inhalt, mich so zu packen, daß ich über Assoziationsmöglichkeiten hinaus neue Erfahrungen machte und bewahrte.

„Die Illegalen“ von Weisenborn hatten mich, wie Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“, aufgestört – nun aber fühlte ich mich in die Pflicht genommen. Weisenborns unpathetischer, mit Erinnerungen aus dem früheren Leben versetzter Gestapo- und Zuchthausbericht verlangte Ergänzung, und die zu besorgen, war gerade in der Ostzone leicht. Am tiefsten eingepägt haben sich von den vielen Zeitungsberichten, Broschüren und Büchern Wiecherts „Totenwald“, „Goethe in Dachau“ des Niederländers Nico Rost und die von Graf Alexander Stenbock-Fermor aufgezeichneten Erinnerungen des Gefängnisfarrers Harald Poelchau: „Die letzten Stunden.“

Im Lehrplan der Oberschulen, gleich nach Kriegsende aufgestellt von demokratisch gesinnten, humanistisch gebildeten Pädagogen, war für die obersten Klassen ein beachtliches Pensum deutscher Klassik vorgesehen. Aber es fehlte an Texten. Die besorgte ich mir in Berlin. Ich hatte sparen können, weil mehrere Lehrer mich ihr Winterholz hatten hacken lassen und dafür gut bezahlten. Vielleicht hätten sie das nicht getan, wenn sie gewußt hätten, daß ich nicht nur jede Mark in die Antiquariate am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin trug, sondern vor lauter Lesen versetzungsgefährdet wurde.

So viele neue Klassiker-Ausgaben ich seitdem auch erwerben konnte – die damals zusammengesparten haben ihre Plätze in meiner Bibliothek behauptet. Schließlich waren bei Goethe Bruchstücke der Cottaschen Ausgabe von 1840, bei Her-

der ganze Gruppen der 1829 von Heyne besorgten dabei. Weil ich in jenen Jahren schon wußte, daß ich Germanist und Literaturhistoriker werden würde, habe ich mich auch mit Literaturgeschichten und Essaybänden eingedeckt. Reinhard Buchwalds Betrachtungen über „Gedankenwelt und sittliche Botschaft“ (in: „Das Vermächtnis der deutschen Klassiker“, Insel-Verlag) wurden in meinem Verständnis von Paul Rillas „Goethe in der Literaturgeschichte“ ergänzt, und ich sah keinen Widerspruch zu Hans Mayers „Rede vor jungen Menschen, gehalten im Deutschen Nationaltheater am 21. März 1949: GOETHE IN UNSERER ZEIT“. Die Quintessenz der Mayer-schen Darlegungen erschien mir so naheliegend, selbstverständlich und unumgänglich, daß ich sie mir als Maxime meines eigenen Lebens aneignete: „Goethe hat in einem seiner letzten Gespräche betont, sein ganzes Leben habe eigentlich immer nur einem einzigen Thema gegolten: der Scheidung zwischen Kultur und Barbarei.“

---

## II.

---

Sollten sich ungeduldige Leser dieses Rückblicks fragen, warum ich noch den März 1949 mit Klassikerausgaben verbinde und kein Wort über Sozialismus und entsprechende Indoktrinationen verliere, müßte ich sie auf den Vortrag von Manfred Jäger „Zur Kulturpolitik in der SBZ“, gehalten bei der öffentlichen Anhörung der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages am 4. und 5. Mai 1993 (abgedruckt in „Horch und Guck“, Berlin; [1993] 8, S. 55f.) hinweisen. Dort heißt es u. a.: „Das politische Ziel eines einheitlichen Deutschland war noch nicht ad acta gelegt. Ohnehin konnte das zerstörte Land, der sowjetisch besetzte Teil, mit einer eher apathischen Bevölkerung, nicht unter kommunistischen Losungen aufgebaut werden. Das wäre selbstmörderisch gewesen. So wurde auf sogenannte gute Traditionen gesetzt, die während der dunklen Nazijahre verschüttet wurden. Die Orientierung auf die großen Geistesheroen, vor allem auf Goethe und Schiller, beginnt auch unter dem Einfluß des Deutschlandbilds, das die Kulturoffiziere der Roten Armee aus Moskau und Leningrad mitbrachten, wo sie in der Regel Germanistik studiert hatten.“

Wie schwer es noch heute (oder gerade heute) ist, sich mit den Verhältnissen jener Jahre ab- oder in ihnen zurechtzufinden, kann Ruth Rehmanns aufschlußreichem Buch über den Schriftstellerkon-

groß von 1947 entnommen werden („Unterwegs in fremden Träumen“, Carl Hanser Verlag, 1993). Ein Zitat aus anderer Sicht kann erhellen, was damals mit und in meiner Generation vorging: „In den Jahren nach 1945 erschien es fast als eine Selbstverständlichkeit, daß in den Mittelpunkt der Beschäftigung mit literarischem Erbe die Durchbrüche der bürgerlichen Aufstiegsliteratur traten. Sie empfanden wir als uns nahestehend... Denn wir waren ja in jenen Jahren selbst im Begriff, mit der Vergangenheit abzurechnen, uns der entstehenden neuen Gesellschaft zuzuwenden und uns als deren Akteure zu fühlen.“ (Hans Kaufmann: „Versuch über das Erbe“, Leipzig 1980, S. 8).

Mit der Gründung der NATO am 4. April 1949, der wenig später erfolgten Gründung der Bundesrepublik Deutschland und dann im Gegenzug mit der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik hatten wir plötzlich ausgeträumt. Goethes „Forderung des Tages“ wurde nun als Bekenntnis zum neuen Staat ausgerufen; bald war der Aufbau des Sozialismus die „sittliche Botschaft“, und die „Scheidung von Kultur und Barbarei“ wurde zur Scheidung von Ost und West. Wechselseitig nahm jede Seite die Kultur für sich in Anspruch und unterschob die Barbarei jeweils dem Gegner.

Der Schulchor, dem ich angehörte, hatte schon manche Auszeichnung erhalten; die gemeinsame Reise nach Berlin am 11. Oktober 1949 galt als höchste. In Nieder-Schönhausen, ganz in der Nähe des Schlosses, das zum Sitz des ersten Präsidenten erklärt worden war, standen auch wir mit Fackeln Spalier. Der alte Mann, der im offenen Wagen an uns vorbeifuhr und dem alle zujubelten, hieß Wilhelm Pieck. Lehrer, die wir achteten, weil sie ehrlich waren und in der Nazizeit verfolgt wurden, fanden für ihn gute Worte. Die paßten auch zu dem Bild, das später in unser Klassenzimmer und in die Aula gehängt wurde. Mir gefiel dieses Gesicht, und mir gefiel die Parole, die als das Erziehungsziel dieses neuen Staates ausgegeben wurde: „Selbständig denkende, verantwortungsbewußt handelnde“ Menschen sollten wir sein. Später wollte ich mit dieser Motivation Lehrer werden, und ich habe nicht aufgehört, sie ernst zu nehmen, als ich mich statt dessen als Lektor in einem Verlag wiederfand.

Ehe ich aber Lektor werden konnte, mußte ich studieren. Den Leiter des Germanistischen Instituts der Landeshochschule Potsdam, Prof. Dr. Ernst Hadermann, lernte ich noch vor meiner Immatrikulation beim Möbelschleppen kennen. Denn nichts war fertig, alles improvisiert. Heute glaube

ich, daß das unser Glück war. Hadermann besorgte Gastdozenten, unter ihnen Victor Klemperer aus Dresden. Der von jungen Ge-Wi-Dozenten (Ge-Wi = Gesellschaftswissenschaft) praktizierten und propagierten Methode, Lehrsätze auswendig zu lernen, widersetzte sich Hadermann und animierte uns zu eigener, kritischer Sicht.

Ernst Hadermann, Germanist alter Schule und ausgebildeter Lehrer, hatte als Leutnant am Ersten, als Hauptmann am Zweiten Weltkrieg teilgenommen; und weil er nach 1918 Mitglied der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands gewesen war, konnte Erich Weinert ihn im Gefangenenlager für das Nationalkomitee Freies Deutschland gewinnen. Er ist der „deutsche Hauptmann H.“, mit dem Weinert vor Stalingrad im Graben lag und mit wenig Erfolg die deutschen Soldaten per Lautsprecher zum Überlaufen aufforderte (s. „Memento Stalingrad. Ein Frontnotizbuch“, Berlin 1951). Nach der Rückkehr nach Deutschland war er zusammen mit Paul Wandel in der Landesregierung Brandenburg tätig und u. a. für die Lehrpläne der Oberschulen zuständig. Als 1950 in Potsdam eine Landeshochschule gegründet wurde (die als künftige Universität gedacht war, aber 1953 in eine Pädagogische Hochschule umgewandelt wurde), nutzte er die Gelegenheit, um sich von der Politik zu befreien. Später, als wir befreundet waren, hat er oft geklagt, daß er damals vom Regen in die Traufe geraten sei, denn gerade an den Hochschulen wurde darauf geachtet, daß der dialektische Materialismus sich durchsetzte. Der Sozialismus stand der ganzen Welt, also auch uns, „gesetzmäßig“ bevor; wir hatten uns dementsprechend einzurichten.

Wenn etwas mein Leben in der DDR charakterisieren kann, dann die Kluft zwischen öffentlichen und intimen Meinungen. Hinzufügen muß man die „Grauzonen“ zwischen schon gebildeten Meinungen, die ja Kenntnisse und Erkenntnisse voraussetzen, und dem unreflektierten Nachsprechen von Parolen, die uns als Plakate und Spruchbänder umgaben. Die „Vision“, die unser Leben bestimmt haben soll, kann ich nur bedingt bestätigen. Ich jedenfalls wußte vor allem, was ich *nicht* wollte: Hunger, Krieg, „Geschliffenwerden“, Befehle entgegennehmen. Der Zukunft glaubte ich mich anvertrauen zu können (und zu müssen), weil sie sich ohnedies als „historische Notwendigkeit“ vollziehen würde. Diese Erkenntnis meinte ich auch den Aufsätzen von Georg Lukacs zu entnehmen.

Georg Lukacs – schon in Wittenberge, also noch vor dem Studium, war mir dieser Name in der Zeitschrift „Aufbau“ begegnet und aufgefallen. In

der Abiturklasse hatte es sich herumgesprochen, daß er der neue Literaturpapst sei und daß man sein Buch über Thomas Mann und „Deutsche Literatur im Zeitalter des Imperialismus“ kennen müsse. Ich besorgte mir auch „Der russische Realismus in der Weltliteratur“ und hatte daran mehr Gefallen. Die meist harten Urteile über die Werke deutscher Zeitgenossen widersprachen meinen Leseindrücken, und ich speicherte sie als „öffentliche Meinung“. Was hingegen über Thomas Mann und erst recht über Tolstoj und den kritischen Realismus gesagt wurde, beeindruckte mich tief. Ich hatte eben erst „Krieg und Frieden“ gelesen, hatte auch schon die Franzosen für mich entdeckt und sah nun, mit Lukacs' Hilfe, Zusammenhänge von Homer bis Goethe, von Balzac, Flaubert, Maupassant und Ibsen bis in die Gegenwart. Ich vertraute der Bildung dieses Mannes; mehr noch nahm mich die Entschiedenheit seiner Argumentation ein. Große Kunst im Zwang „einer welthistorischen Notwendigkeit“! Kunst auch als Gegenentwurf, aber auch dann noch diesen „Notwendigkeiten“ ausgesetzt! Georg Lukacs lehrte mich (und unzählige andere) auf seine Art lesen und die Welt verstehen. Erst über ihn kam ich zu Marx und Engels, dann zu Franz Mehring. Viel, sehr viel, habe ich auch *nicht* gelesen – weil ER es nicht lesenswert fand.

Heute weiß ich, daß Professor Hadermann und manche Dozenten seiner Generation unsere Begeisterung befremdet und besorgt beobachteten. Sie werden gemerkt haben, daß unsere Hingabebereitschaft nicht einer bestimmten, bestechend formulierten Lehrmeinung galt, sondern einer Pseudologik, die wir auch auf uns selbst bezogen. Die ganze Menschheitsgeschichte erschien uns als diese „historische Notwendigkeit“, zu deren Ergebnissen der Sozialismus und mit ihm die Deutsche Demokratische Republik gehörten.

Ernst Hadermann war kein karriereorientierter Mitläufer. Als er dem „Nationalkomitee Freies Deutschland“ beitrug, wollte er Menschenleben retten und den Krieg beenden helfen. In diesem Sinne sprach er über den Schwedischen Rundfunk, was ihm noch in den letzten Kriegsmonaten das Todesurteil in absentia und seinen Angehörigen Verfolgungen einbrachte. Wenn ich mich recht entsinne, ist er noch vor dem 17. Juni 1953 aus der SED ausgetreten. Sein Traum war ein einheitliches Deutschland nach dem Vorbild der Weimarer Republik. Unter den deutschen Klassikern stand ihm Johann Gottfried Herder am nächsten. Dessen geschichtsphilosophische Schriften habe ich Hadermann zuliebe mit Hingabe studiert und mir das erste der vier „Naturgesetze“ über den Ursprung

der Sprache hinter die Ohren geschrieben: „Der Mensch ist ein frei denkendes, tätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwirken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache!“

---

### III.

---

Nach der Wende sind nicht nur die Bücherfreunde in Leipzig oder in den neuen Bundesländern von einem Büchervernichtungsskandal in Atem gehalten worden, von dem noch heute mancher spricht. Mit der D-Mark war allen Buchhändlern in der damals schon „ehemaligen DDR“ ein ganz anderes Angebot ins Haus gekommen, und die meisten nutzten die Gelegenheit, sich von alten Buchbeständen (und Verpflichtungen) zu befreien. Über Nacht waren alle verfügbaren Papiermühlen überlastet, und so wurde ein beträchtlicher Teil dieses nun „unnützen“ Altbestandes auf Halden förmlich untergepflügt, um auch die Lagerräume des Großbuchhandels wieder freizubekommen. Auch mir tat es um die Bücher leid, aber ich war nicht überrascht.

Zu meinen ersten Eindrücken als Lektor im Verlag Volk und Welt ab 1954 in Berlin gehörte eine „Ökonomische Konferenz“, auf der über „Bestandslisten“ diskutiert wurde. Alle redeten um den heißen Brei herum, bis der damalige Parteisekretär (er wurde später Verlagsleiter) Walter Czollek das Kind beim Namen nannte. Er rekapitulierte den Inhalt eines Romans „MT-Station“ des Bulgaren Andrej Guljaschki, verglich dessen Auflagenhöhe (dreißigtausend) mit den Verkaufsmeldungen (zweitausend) und schlug „einstampfen“ vor. An dieses mir ungewohnte Wort – „einstampfen“ – wurde ich erinnert, als in den nächsten Wochen die „Schuld“ des Lektorats erörtert wurde und „Maßnahmen“ beschlossen werden sollten. Jeder wußte, daß solche Bücher nichts taugten und auch kaum gelesen wurden.

Aber solange man sich von ihnen eine propagandistische Wirkung versprochen hatte, war der Buchhandel zur Abnahme verpflichtet. Erst als der Wind gedreht hatte (nach dem 17. Juni 1953) und man auch öffentlich den „Schematismus“ bekämpfte, weil dessen Wirkungslosigkeit nicht mehr zu übersehen war und die Lager überquollen, entschloß man sich zu Reaktionen, und wieder bissen den „Letzten“, nämlich den Lektor, die Hunde.

Tatsächlich war das Lektorat dieses 1947 gegründeten Verlages bunt zusammengewürfelt und



wurde nun erst mit Absolventen der neuen Hochschulen neu aufgebaut. Uns konnte man zutrauen, daß wir gebildet genug waren, literarische Qualitäten eingesandter oder bei ausländischen Verlagen bestellter Texte zu erkennen, und daß wir das erahnen konnten, was die DDR-spezifische „Marktsituation“ war. Im Namen der Leser wählten wir Manuskripte und Bücher aus, im Namen des „Marktes“ (sprich Zensur) schieden wir sie aus. Was Martin Walser in seiner kleinen Philip-pika „Über Päpste“ den Kritikern vorwirft, habe ich in allen Phasen erlebt: „Aber eben nicht nur die literarische Kritik ging über zur Herrschaft und zur Herrschaft über, sondern die ganze Literatur der Klasse. Statt Kritik wird jetzt vom Intellektuellen Legitimierung verlangt.“ Wir alle hatten ja miterlebt, wie der Film nach Arnold Zweigs Roman „Das Beil von Wandsbek“ erst emphatisch gelobt, dann aber zurückgezogen und verändert wurde. Wir konnten uns an die Umwandlung von Stück und Titel bei Brechts „Verhör des Lukullus (in ‚Verurteilung‘)“ erinnern. Bei Anna Seghers’ „Die Toten bleiben jung“ hatten wir mitbekommen, wie leicht sich der Vorwurf der zu großen Interessantheit bürgerlicher Figuren in eine „kompromittierende“ Interessantheit umdeuten ließ.

Unsere Ambivalenz war vorprogrammiert, und es trat genau das ein, was Martin Walser unter anderen gesellschaftlichen Verhältnissen (übertreibend oder nicht) konstatiert hatte: „Aus einem Instrument, das generell entwickelt wurde, Herrschaft zu bestreiten, hat er (der Kritiker, R. L.) ein Instrument zur Legitimierung von Herrschaft gemacht. Es ist also geradezu logisch, daß dieses Instrument sich jetzt selbst nicht ernst nimmt. Aus schlechtem Gewissen? Vielleicht. Aber gerade das rechnet sich diese Macht am höchsten an, dieses Sichselbst-nicht-ernst-Nehmen.“ (Martin Walser: „Wer ist ein Schriftsteller?“, Frankfurt/M 1979, S. 52.) Wir saßen zwischen den Stühlen, weil wir einerseits bei Georg Lukacs gelernt hatten, daß „große Literatur“ vor allem die Schwächen jeder Gesellschaft aufspürt, wir uns aber andererseits nicht sagen lassen wollten (und konnten), daß wir das gemeinsame Ziel, den Sozialismus, verrieten. Die Hofnarren-Rolle, in die wir uns drängen ließen, war nicht angenehm; sie bot aber Tarnungs- und Fluchtmöglichkeiten.

Sicher ist es nicht übertrieben, wenn ich sage, daß früher oder später jeder von uns seinen „Giftschrank“ hatte, in dem Bücher standen, die er selber liebte, aber nicht zur Veröffentlichung vorschlug. So hatte beispielsweise Ernst Fischer aus Wien über Robert Musil im Plenarsaal der Akademie der Künste einen fulminanten Vortrag gehalten;

der kleine Saal war überfüllt, schnell eingeschaltete Lautsprecher in anderen Räumen beruhigten die anfangs Enttäuschten. Aber zum Drucken der Musilschen Werke „fehlte das Papier“. Es sei „noch nicht an der Zeit“, wurden wir getröstet, und wir ließen uns trösten.

Die Jahre von der Gründung der DDR bis zum Bau der Mauer waren natürlich nicht nur von jenen Konstrukten beherrscht, die später unter dem Schlagwort „Schematismus“ abgetan wurden. Viele Bücher aus der Sowjetunion und den „Volksdemokratien“ wurden sogar gern gelesen und haben manchem das beschert, was Ernst Fischer am Leseprozeß als „Erlebnis ohne Risiko“ konstatiert hat. Zwischen Nikolai Ostrowskis „Wie der Stahl gehärtet wurde“ oder Alexander Fadejews „Die junge Garde“, die beide schon bald nach dem Krieg in der Schule und in der Freien Deutschen Jugend als Lebensvorbilder angeboten wurden, und dem 1957 deutsch erschienenen „Tauwetter“ von Ilja Ehrenburg gab es immer wieder Schilderungen des Krieges wie Viktor Nekrasows „In den Schützengräben von Stalingrad“ oder Konstantin Simonows „Die Lebenden und die Toten“, aber wenige Alltagsgeschichten, denen man vertrauen konnte.

Ich kann über diese Literatur wenig sagen, weil ich sie zu wenig kenne. Selbst bei der Pflichtlektüre „Wie der Stahl gehärtet wurde“ und „Fern von Moskau“ hatte ich mich mit den dazugehörigen Filmen begnügt. Das war weder „Widerstand“ noch Arroganz. Die Zeit hätte nicht auch noch dafür gereicht. Ich weiß noch, mit welcher Erleichterung ich Anfang der fünfziger Jahre ein Gedicht von Franz Fühmann las, in dem er nichts als die Liebe besang. Sie war auch unseren damaligen gewaltigen Dimensionen angepaßt – „Liebe, ach Liebe, du heiliges Feuer/brenn aus der Menschheit die Furcht und den Schmerz“ –, aber dieses Gedicht beruhigte das schlechte Gewissen, man betrüge den Sozialismus mit seinen „kleinen privaten Gefühlen“. In meiner Auseinandersetzung mit Lukacs stieß ich auf einen kleinen Aufsatz „Die wichtigste gesellschaftliche Funktion des Schriftstellers“ von Arnold Zweig (Aufbau, [1950], 3, S. 213f.) und fand Sätze, die mich auch als Lektor motivierten: „Die großen Erzählungen der Weltliteratur, von den früheren Märchen bis zu den späten Meisterromanen, helfen dem Menschen leben; sie bringen ihm ins Gefühl, was Liebe zwischen den Geschlechtern wert ist und wie sie verfeinert und veredelt wird. Glück und Elend des Ehrgeizes wird dargestellt, die vernichtende Kraft des Triebes nach Reichtum oder dem sinnlichen Besitz von Frauen wird erlebnisfähig gemacht,

ohne daß der Leser oder Zuschauer selber als Geizhals oder als Don Juan zu leben gezwungen ist... Die Beschäftigung mit solchen Dingen gehört zu den wesentlichen Facetten der Kultur und ihrer Einbettung in alle Stände und Klassen, und wer etwas von der wirklichen Funktion der Künste versteht, läßt sich nie wieder als Barbar mißbrauchen.“

Ich glaube, Arnold Zweig wird gewußt haben, wie sehr er die möglichen Wirkungen von Literatur übertrieb. Aber ist man sich denn heute noch dessen bewußt, daß Alexander Abusch – später Kulturminister der DDR – den Schriftstellern expressis verbis Hilfe bei der Erfüllung des Zweijahresplanes der Republik aufbürden wollte? Die Zeitschrift „Sinn und Form“ wird allenthalben gelobt, Brecht erneut geschmäht. Aber von ihm stammt die hier veröffentlichte, uns alle damals ermutigende Forderung, Kunst von Bevormundung und Zensur zu befreien und generell nur Kriegshetze und Faschismus zu bekämpfen (Sinn und Form, [1951] 5, S. 5).

Meine kritische Auseinandersetzung mit Lukacs zog sich über das Staatsexamen hinaus noch einige Jahre hin und wurde von Anna Seghers' Briefwechsel mit ihm befördert („Probleme des Realismus“, Berlin 1955) Damals fand ich zurück zu Döblin und zu den Expressionisten. Ich betreute als Lektor den mit einem Vorwort von Bodo Uhse und einem Nachwort von Bruno Kaiser „abgesicherten“, obendrein auch noch mit dem Vermerk „Herausgegeben von der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin“ versehenen Band „Ausgewählte Schriften“ von Ernst Toller (Berlin 1959). Die Sätze, mit denen Bruno Kaisers Nachwort über Ernst Toller endete, waren in vielfacher Hinsicht programmatisch: „Und die zweite Auflage seiner Autobiographie widmete er 1936 ‚Dem Deutschland von morgen‘. Diesem unseren Deutschland hat auch er die Pfade bereitet. Wir schulden ihm Dank.“ Damit konnte auch ein über die DDR hinausweisendes Ideal gemeint sein.

Den Begriff vom „real existierenden Sozialismus“ gab es damals noch nicht; aber es lief schon alles darauf hinaus. Viele der ehemaligen Emigranten hielten an dem fest, was unter Johannes R. Bechers Einfluß ursprünglich zum Programm des „Kulturbundes“ gehört hatte – an einer „demokratischen Erneuerung Deutschlands“. Aber die Hinrichtungen in Moskau, in der ČSR, Ungarn und Rumänien waren nicht vergessen, erst recht nicht die Prozesse gegen Harich, Janka u. a. In jener Zeit den „Anarchisten“ und „Versöhnler“ Toller herauszubringen, dem 1926 bei einem Moskau-

besuch die Ausweisung nur erspart geblieben war, weil Clara Zetkin sich für ihn eingesetzt hatte – das war ein Wagnis, auch wenn es dem Gedenken seines Freitodes galt. Es hat damals an solchen kalkulierten „Wagnissen“ nicht gefehlt, und es wird wohl einmal die Zeit kommen, in der man auch diese Rolle der Akademie der Künste und der Verlage erkennen wird.

„Absichern“ war eine stillschweigend gehandhabte und zunehmend bewährte Methode. Nachdem Brecht die Auflösung des engstirnigen „Amtes für Literatur“ erreicht hatte, saßen in der für die Druckgenehmigungen zuständigen Abteilung des Ministeriums für Kultur auch ausgebildete Literaturwissenschaftler, die schnell in das gleiche Dilemma gerieten wie die Lektoren in den Verlagen. Sie waren dankbar für jedes Nachwort aus der Feder eines Prominenten. Diese beriefen sich ihrerseits in ihren Texten auf noch „Prominentere“. Ein Kabinettstück dieser Art hat der ehemalige Sozialdemokrat Walther Victor geliefert, als er 1952 ein Lesebuch von Kurt Tucholsky herausgab (Thüringer Volksverlag, Weimar; später vom Aufbau Verlag übernommen). Im Vorwort verharmlost er Tucholsky auf das Maß eines Verwirrten (was allerdings wissentlich durch die Auswahl widerlegt wird) und setzt ganz an den Anfang ein Motto ausgerechnet von A. A. Shtanow, dem Protagonisten des Kalten Krieges auf sowjetischer Seite. – Ja, es hatte sich in allen Lagern durchgesetzt, daß der Zweck die Mittel heiligt.

Das Wort „Lager“ ist vielleicht übertrieben, aber was Alfred Kantorowicz 1959 rückblickend von einer Tucholsky-Gedenkfeier 1947 zu berichten wußte, war auch ein Jahrzehnt später noch spürbar: „Die Gedenkstunde... hatte viel Atmosphäre des besten Weltbühnengeistes. Der große Sendesaal des Funkhauses war erfreulicherweise überfüllt, dennoch durften wir das gute Gefühl haben, ‚unter uns‘ zu sein. Kate Kühl (seine ‚liebe Kulicke‘) sang wie eh und je sein klagendes Lied vom Graben...“ Und Kantorowicz setzte hinzu: „Der Graben hatte sich ja bereits wieder aufgetan: Gerade an der Stelle, wo wir standen, in Berlin, verbreiterte er sich von Stunde zu Stunde, um zwei Welten voneinander zu trennen“ (Alfred Kantorowicz, „Deutsches Tagebuch“, München 1959, S. 405).

Als Kantorowicz seine Erinnerungen veröffentlichte, 1959, war Bölls „Billard um halb zehn“ erschienen, und ich weiß, daß ich mir die „westdeutsche“ Ausgabe besorgen konnte, weiß aber nicht mehr, wie. Sehr viel später habe ich Bölls eigene Deutung gelesen: „Deutsch-Nationale zusammen

mit den Industriellen und Bankiers . . . , das waren für mich die Büffel.“ Tiefbetroffen habe ich mir selber vorgehalten: „Auch du hast die Sakramente der Büffel gegessen“, denn ich wußte (nein, ich ahnte mehr als ich wußte), daß ich mich selber in den Dienst einer Macht begeben hatte, die nicht identisch sein konnte mit dem, was wir uns unter dem Begriff „Sozialismus“ ersehnt hatten.

Damals begann bei mir (besser: kündigte sich bei mir an), was Peter Behder über die DDR formuliert hat: „. . . sie war auch der Versuch eines sozialistischen deutschen Staates. Dieser Versuch wurde nicht von der Mehrheit der Ostdeutschen getragen, aber er war von der Minderheit, die ihn unternahm, ernst gemeint. Der Versuch ist gescheitert, dennoch hingen an ihm die Hoffnungen und Träume deutscher Sozialisten und Kommunisten.“ (Peter Bender, „Die sieben Gesichter der DDR“, in: MERKUR, [1991] 4, S. 294.)

Von der Frankfurter Buchmesse 1959, an der ich als Mitglied der Standbesatzung teilnehmen durfte, brachte ich ein Buch mit, das mich wie kein anderes vorher betraf und traf: „Stiller“ von Max Frisch. Alle Vernunft sagte mir, daß es in den „Giftschrank“ gehörte, aber der „bewährte“ Mechanismus der Trennung von „offizieller“ und „intimer“ Meinung wollte diesmal nicht funktionieren, zumal mich Hadermann ermutigte und Hans Mayer bereit war, ein absicherndes Nachwort zu schreiben. Leider half alles nichts. Dieses Buch ging von Instanz zu Instanz, soll sogar in der Kulturabteilung des ZK der SED kontroverse Diskussionen ausgelöst haben, ist dann von der Ideologischen Kommission des ZK (eine sehr seltene, hohe „Ehre“) verworfen worden und konnte erst 1975, nach den KSZE-Konferenzen, in der DDR erscheinen.

Zu jener Zeit, 1975, ist in der Zeitschrift „Text und Kritik“ (Nr. 47/48, S. 7–12) ein, wenn mich nicht alles täuscht, viel zu wenig beachteter kleiner Essay von Christa Wolf erschienen: „Max Frisch, beim Wiederlesen oder: Vom Schreiben in Ich-Form“. Dieser Text liefert die Erklärung für das auf den ersten Blick nur schwer verständliche „Stiller“-Verbot von 1964 und markiert zugleich Weg und Leistung von Christa Wolf selbst, denn was sie dankbar an Frisch preist, war nach der Mauer ihr Vorbild. Auch sie hat sich gewehrt „gegen das stillschweigende Übereinkommen mit den gegebenen Verhältnissen, gegen das Verschlungenwerden“. Sie selbst hat erfahren, was sie an „Stiller“ und Frisch beobachten konnte: „Parado-

xerweise führt gerade seine Weigerung, an einen Sinn, also eine innere Notwendigkeit des So-und-nicht-anders zu glauben, nicht zu Überdruß, Ekel, Langeweile, sondern zu einer Nüchternheit, die Energie freisetzt, und zu Einsicht in eine Aufgabe, der er sich nun als seinem *Auftrag* unterzieht: Gegenbilder aufzustellen gegen die ungeheuerlichen Deformationen von Menschen in dieser Zeit.“ Nur wenige Zeilen später hebt sie das hervor, was dann, seit der Mauer, viele in der DDR versucht haben: „Den Entwurf, sinnvoll zu leben in bezug auf den anderen.“

In den anderthalb Jahrzehnten nach dem Bau der Mauer hat es ein Nebeneinander und vermutlich auch ein Gegeneinander mancher Konferenzen und Maßnahmen gegeben, das noch erforscht werden müßte. So ist 1965 dem 11. Plenum des ZK der SED mit seinen rigiden Folgen im Frühjahr ein Internationales Schriftstellertreffen in Berlin und Weimar vorausgegangen, von dem heute niemand mehr Notiz nimmt. Die einheimischen Teilnehmer waren aber von den ungewohnt offenen Gesprächen sehr angetan. In einer Studie über die Intellektuellen in jener Zeit schreibt Jens-Peter Krüger: „Die parteistaatliche Diktatur mußte von ihr widersprechenden Modernisierungspotentialen leben, an denen sie zugrunde ging . . . Das eigenartigste Modernisierungspotential der DDR wuchs in den Menschen selbst heran. Sie entwickelten eine Kultur sich selbst widersprechender Individuen.“ (Jens-Peter Krüger, „Ohne Versöhnung handeln, nur nicht leben“, in: Sinn und Form, [1992] 1, S. 46.)

Die Widersprüche in uns waren auch Spiegelbilder des großen Widerspruches zwischen Vision und Wirklichkeit. Den Trost, den wir selbst in Büchern fanden – mit den Namen Thomas Bernhard und Peter Weiss kann ich hier eine sehr lange Liste nur andeuten –, versuchten wir immer auch weiterzugeben, indem wir uns (unter Berufung auf das zu bewahrende Erbe) für die Veröffentlichung der Werke solcher Autoren einsetzten. Nicht ausgeschlossen, daß wir damit manchem das Leben in der DDR ein Weilchen erträglicher gemacht haben. Mit der Wahrnehmung von Autoren wie Anouilh und Aragon, Beckett und Behan, Michel Tournier oder John Updike, Thornton Wilder oder William Carlos Williams hat die in der DDR lange nur in „kleinen Dosen“ zugelassene Literatur des 20. Jahrhunderts den neuen Besinnungsprozeß, der schließlich die „Wende“ vorbereitet hat, aber eher gefördert als behindert.

## Mein Blick auf die Literatur in der DDR

---

### Lückenhafte Wahrnehmung der DDR und Berlins 1959/60

---

Den 17. Juni 1953 habe ich als Schüler erlebt, am Radio, in den Bildern der Zeitungen. Der Deutschlehrer war Offizier gewesen, und auch Lehrer an nationalsozialistischen Internatsschulen; er hatte seine „Weltanschauung“ kaum geändert und zeigte das auch offen. Über den Aufstand in der „Zone“ sprach er als Militär, entwarf Szenarien entschlossener und zentraler Führung – ein Führer war das wichtigste – und erwog Formen der Intervention. Ich erinnere mich noch recht gut, wie widrig mir die studienrätliche Rede war und wie ich zugleich die Bilder der Aufständigen mit einem intensiven Gefühl schmerzlicher Sympathie betrachtete.

Literatur aus der DDR spielte in der Schule keine Rolle; sie kam einfach nicht vor. In der Oberstufe wählte ich als Referatthema Brechts „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“. Das wurde als Kuriosum aufgenommen und auch als solches goutiert – übrigens nicht diskutiert. Auch im Studium kam Literatur aus der DDR nicht vor. Ich erinnere mich an keine einzige Lehrveranstaltung aus diesem Bereich, Brecht ausgenommen.

Im Winter 1959/60 studierte ich an der FU Berlin. Es gab noch keine Mauer. Die Theater im „anderen“ Teil der Stadt waren uns offen, auch die Buchläden. Ich bin sehr viel im Theater gewesen, fast nur im „Osten“, mit Leidenschaft. Ich habe noch Helene Weigel als „Mutter Courage“ gesehen und den alten Eduard von Winterstein als „Nathan der Weise“. Aber ich erinnere mich nicht an Aufführungen von Stücken aus der DDR. Und auch in den Buchläden habe ich zwar viele Propagandabroschüren, aber keine Belletristik aus der Gegenwart erstanden. Die Humboldt-Universität, Objekt der Neugier, ja der Begierde, blieb mir unzugänglich. Es gab Ausweiskontrollen, und ich war offensichtlich zu naiv, um sie zu überlisten.

Es wäre ganz falsch, wenn ich behauptete, daß ich damals Sympathie für das Staatsgebilde DDR und für seine Ideologie gefaßt hätte. Der verordnete Atheismus stieß mich ab; den Pazifisten verstörten

und ärgerten Uniformierung und Militarisierung in der Öffentlichkeit. Dagegen waren mir Vorstellungen einer durchgreifenden Egalisierung der Gesellschaft, des Abbaus überkommener gesellschaftlicher Hierarchien sympathisch. Empfänglich war ich für das Gerechtigkeitsversprechen des Sozialismus. Vom Kapitalismus erwartete ich schon damals keine Gerechtigkeit. Vielleicht ist aufschlußreich, wenn ich anführe, worüber ich zu jener Zeit mit Kommilitonen diskutierte. Es war Karl Barths kleine Schrift: Brief an einen Pfarrer in der Deutschen Demokratischen Republik<sup>1</sup>.

Deutlich war mir schon damals, was ich bundesrepublikanische Heuchelei nannte. Man sprach von den „Brüdern und Schwestern in der Zone“ – und kümmerte sich um die DDR nicht. Man nahm sie im Wortsinne nicht oder kaum zur Kenntnis. Kenntnisse fehlten auf allen Ebenen, und das Fehlen wurde kaum als Manko empfunden. Man war zufrieden mit den Sonntags- und Feiertagsreden und mit Klischees, die den eigenen Blick auf das andere und das Nachdenken ersparten.

Auf mein Fach gewendet und jetzt zeitlich etwas vorgreifend: Ich nahm Anstoß daran, daß die Germanisten in den Universitäten der Bundesrepublik weder die Literatur aus der DDR noch die Literaturwissenschaft in der DDR zur Kenntnis nahmen und ich fragte mich, was sie eigentlich bewog, so ganz freiwillig ihre eigene Mauer zu bauen.

---

### Weimar, Kants „Aula“, Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ und andere Arbeiten

---

Im Frühjahr 1968 fuhr ich zur Tagung der Shakespeare-Gesellschaft nach Weimar – auch aus Ärger über die Borniertheit der anglistischen Kollegen, die die Shakespeare-Gesellschaft in Ost und West geteilt hatten. Es war eine große Tagung, auch offiziell, vor allem mit vielen Studenten. Ich habe nach neuer Literatur gefragt, die für sie interessant sei. Die allermeisten nannten Hermann Kants „Die Aula“ und kommentierten das Buch in unter-

<sup>1</sup> Vgl. Karl Barth, Brief an einen Pfarrer in der Deutschen Demokratischen Republik, Zollikon 1958.

schiedlichen Graden positiv. Zu Hause habe ich dann eine Interpretation des Romans geschrieben und versucht, Selbstbild und Geschichtsauffassung der „neuen Klasse“ deutlich zu machen, so wie Romantext und Romanheld sie vorstellen<sup>2</sup>.

Der Roman hat mich zum Lernen gezwungen: DDR-Geschichte mußte dem Interpreten gegenwärtig sein, und eben nicht nur in ihrem offiziellen linearen Lauf, sondern in ihren Verwerfungen und weißen Stellen. Das galt in noch weit höherem Maße für die folgende Interpretation von Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“. Ich hatte für diese Arbeit aus Goethe den schönen Titel entlehnt: „Produktive Sehnsucht“ und wollte zeigen, wie der ‚Gläubige‘ an der Wirklichkeit leidet, also der Kommunist an der DDR-Realität, an ihr zugrunde geht, aber eben doch mit zorniger Zuversicht<sup>3</sup>. Die Literatur erzwang den Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit und diese schärfte den Blick auf die Besonderheiten der poetischen Rede – modern gesagt: des literarischen Diskurses. Das alles war nicht einfach, aber sehr spannend. Literatur als Streitgespräch über Wirklichkeit, so etwa könnte die Formel heißen, wenn denn eine genannt sein soll, die die innere Form meiner Arbeiten umschreibt. Einige Titel seien aufgereiht, weil sie auf meine Interessen hindeuten: „Literatur als Kritik und Utopie der Gesellschaft“; „DDR-Geschichte als Thema der DDR-Literatur“; „Entwicklungslinien der Literatur im geteilten Deutschland“; „Das gebeutelte Hätschelkind. Literatur und Literaten in der Ära Honecker“. Und auch einmal kurz und programmatisch, ein Gestus, der mich eher geniert: „DDR-Literatur als Provokation der Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland“ – ein Vortrag in den USA. Dazwischen monographische Arbeiten, z. B. über die Lyrik Volker Brauns, über Sarah Kirsch, über Erich Loest, über „Die zeitgemäße Autorin: Christa Wolf in der DDR“ und anderes mehr<sup>4</sup>.

2 Vgl. Heinrich Mohr, „Gerechtes Erinnern“. Untersuchungen zu Thema und Struktur von Hermann Kants Roman „Die Aula“ und einige Anmerkungen zu bundesrepublikanischen Rezensionen, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift, NF Bd. 21, (1971) 2, S. 225–244.

3 Vgl. Heinrich Mohr, „Produktive Sehnsucht“. Struktur, Thematik und politische Relevanz von Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“, in: Basis, Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur, Bd. 2, (1971), S. 191–233.

4 Vgl. Heinrich Mohr, Literatur als Kritik und Utopie der Gesellschaft, in: Deutschland Archiv, Sonderheft, 10 (1977), S. 57–70; DDR-Geschichte als Thema der DDR-Literatur, in: ebd., Sonderheft: 30 Jahre DDR, 12 (1979), S. 63–89; Entwicklungslinien der Literatur im geteilten Deutschland, in: Jahrbuch zur Literatur in der DDR, hrsg. von Paul Gerhard Klussmann und Heinrich Mohr, Bd. 1: Literatur im geteilten Deutschland, Bonn 1980, S. 1–58; „Das gebeutelte Hätschelkind“. Literatur und Literaten in der Ära Honecker,

Ich gestehe, daß ich ein Verächter der Theorie bin. Schlimm, ich weiß. Aber ich konnte trotz mancher Ansätze wenig anfangen mit den vorgezeigten Theoremen bei meiner Arbeit der Interpretation poetischer Texte in ihrem historisch-gesellschaftlichen Kontext. Ich blieb bei der Hermeneutik – im Unterschied zum Verfahren meiner Lehrer bei einer historisch und ideologiekritisch orientierten Hermeneutik. Das ist keine geschlossene Theorie; es sind reflektierte Verfahrensvorschläge, die einen Text nicht „erklären“, aber Deutungen und auch Wertungen plausibel machen wollen – nicht mehr. Bündig formuliert: Text im Kontext. Kontext ist die Geschichte, die gesellschaftliche und politische Situation und natürlich der literarische Zusammenhang und die Geschichte der Literatur. Die Gewichtungen sind jeweils ganz unterschiedlich. Wie weit dieses Verfahren trägt und wie und wo es versagt, das mag man z. B. an meinen verschiedenen Arbeiten zur literarischen Thematisierung des Aufstands vom 17. Juni 1953 nachprüfen<sup>5</sup>.

---

## Arbeitskreis Literatur und Germanistik in der DDR

---

In den späten sechziger Jahren, im Zusammenhang der neuen Ostpolitik der sozialliberalen Regierung, gewann auch die Literatur aus der DDR in der Bundesrepublik Interesse, zunächst mehr auf dem Buchmarkt und im Feuilleton, dann auch in der Germanistik. 1978 war ich einer der Gründer und der erste Vorsitzende des Arbeitskreises

in: Gerd Joachim Glaebner (Hrsg.), Die DDR in der Ära Honecker. Politik – Kultur – Gesellschaft, Opladen 1988, S. 609–632; DDR-Literatur als Provokation der Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland, in: Deutschland Archiv, 19 (1986) 8, S. 844–849; „Denk-Dichtung“. Zur Lyrik Volker Brauns, in: Lothar Jordan/Axel Marquardt/Winfried Woesler (Hrsg.), Lyrik. Blick über die Grenzen, Frankfurt a. M. 1984, S. 267–288; Die Lust „Ich“ zu sagen. Versuch über die Lyrik der Sarah Kirsch, in: Lothar Jordan/Axel Marquardt/Winfried Woesler (Hrsg.), Lyrik von allen Seiten, Frankfurt a. M. 1981, S. 439–460; Mühen in unserer Ebene. Erich Loest und sein neuer Roman, in: Deutschland Archiv, 11 (1978) 8, S. 872–879; Interview mit Erich Loest, in: ebd., 11 (1978) 11, S. 1201–1203; Die zeitgemäße Autorin: Christa Wolf in der DDR, in: Wolfram Mauser (Hrsg.), Erinnerter Zukunft, Würzburg 1985, S. 17–52.

5 Vgl. Heinrich Mohr, Der 17. Juni als Thema der Literatur in der DDR, in: Deutschland Archiv, 11 (1978) 6, S. 591–616; Der Aufstand vom 17. Juni 1953 als Thema belletristischer Literatur aus dem letzten Jahrzehnt, in: ebd., 16 (1983) 5, S. 478–497; Der 17. Juni in der autobiographischen Literatur, in: ebd., 16 (1983) 6, S. 602–623; Der 17. Juni als Thema der Literatur in der DDR, in: Ilse Spittmann/Karl W. Fricke (Hrsg.), 17. Juni 1953. Arbeiteraufstand in der DDR, Köln 1982, S. 87–111.

„Literatur und Germanistik in der DDR“. Mitbegründer war Karl Lamers von der Karl-Arnold-Stiftung; bei ihr wurde der Arbeitskreis angesiedelt. Er veranstaltete in der Regel zwei Tagungen im Jahr. Paul Gerhard Klussmann und ich waren die Herausgeber des „Jahrbuchs zur Literatur in der DDR“ (1980–1990).

Im Vorwort zum 1. Band heißt es programmatisch und ein wenig volltönend: „Für den Bürger der Bundesrepublik ist die DDR ein ‚fremdes Land‘; das ist Resultat böser Geschichte. Aber die DDR muß ihm nicht ein ‚unbekanntes Land‘ bleiben. Langjährige Versäumnisse sind aufzuarbeiten, falsche Vorstellungen zu korrigieren. Dabei will der Arbeitskreis mitwirken. Er will in der Bundesrepublik die Kenntnis der literarischen Kultur in der DDR fördern und verbreiten. In Zukunft hoffen wir, auch Kollegen und Autoren aus der DDR als Redner und Diskussionsteilnehmer einladen zu können. Unpolitische Beschäftigung mit der DDR gibt es nicht. Auch der Arbeitskreis ist ein Politikum. Er ist sich dessen bewußt und trägt dem Rechnung. Entschiedene Toleranz wird Prinzip seiner Arbeit sein. Niemand ist ausgeschlossen, kein Thema tabu. Es soll wirkliche Demokratie stattfinden. Uneingeschränkter Pluralismus der Methoden und der politischen Ansätze und Fragestellungen wird angestrebt. Mit der Weite und Vielfalt seiner Arbeitsintentionen und der Praxis radikaler Toleranz möchte der Arbeitskreis ein Beispiel geben.“<sup>6</sup>

Der Arbeitskreis existiert bis heute. Sein Name ist geändert worden: „Internationaler Arbeitskreis Literatur und Politik in Deutschland“. Der alte, erste Vorsitzende ist wieder der neue. Das Jahrbuch wird in veränderter Form beim Reclam-Verlag, Leipzig, erscheinen und von Frauke Meyer-Gosau und Wolfgang Emmerich herausgegeben werden. Die große Chance ist, Wissenschaftler und Autoren aus der gewesenen DDR und der gewesenen Bundesrepublik zum Gespräch zu bringen. Das klingt einfach, ist es aber nicht. Es ist aber gewiß eine Chance, und es soll an ihr gearbeitet werden, damit sie glückt.

---

## Politik, Ideologie, Utopie

---

Ich habe die Entspannungspolitik ebenso begrüßt wie die neue Ostpolitik. Überfällig schien mir bei-

<sup>6</sup> Paul G. Klussmann/Heinrich Mohr (Hrsg.), Jahrbuch zur Literatur in der DDR, Band 1, Literatur im geteilten Deutschland, Bonn 1980, S. VII.

des und alternativlos. Ich habe begrüßt, daß allmählich beides zum Konsens der großen Parteien in der Bundesrepublik wurde. Auf Erich Honecker habe ich Hoffnung gesetzt, wenn auch zögerlich, bis in die Mitte der siebziger Jahre. Begeistert war ich nie von der DDR; aber ich war dafür, sie nüchtern anzunehmen. Der Formel „Wandel durch Annäherung“ pflichtete ich bei. Daß sie viel zu optimistisch war, merkte ich erst mit der Zeit.

Was hat mich denn begeistert? Die großen Utopien haben mich durchaus berührt, sehr sogar; aber eben nicht überzeugt, nicht gläubig gemacht. Will sagen: Ich habe nie vermocht, ihrer Übersetzung in Ideologien zu folgen. So habe ich nie das Glück genossen, zu glauben. Ich meine das Wort „Glück“ in diesem Zusammenhang ernst. Gewiß war Marx' klassenlose Gesellschaft, in der man abwechselnd Fischer, Esser und Denker sein durfte, hinreißend. Aber wie der Weg dahin? Mao hat mich fasziniert – und erschreckt. Über das Ausmaß des Terrors der Kulturrevolution hatte ich damals keine Vorstellung. Aber daß Terror da war – dies war dem Aufmerkenden wohl erkennbar, auch wenn er, wie ich, große Zwecke zu sehen meinte. Aber wie sollten Emanzipation und hunderttausendfaches Schwenken der Mao-Bibel zusammengehen?

Che Guevara war die edelste Gestalt. Aber von Anfang an für mich mit der Aura des Scheiterns umgeben. Und Fidel Castro? Nach all den Torheiten und auch den Verbrechen der US-amerikanischen Regierung ein Satellit der Sowjetunion; eher traurig und früh schon narrenhaft, nicht erst jetzt, 1994. Ich bin nie einem Mao-Bild hinterhergelaufen. Ich habe nie „Ho-Chi-Min“ gerufen, obwohl ich an vielen Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg teilgenommen habe. Und um jetzt vorzugreifen: Als ich mich 1983/84 in der Friedensbewegung gegen die Nachrüstung engagierte, da hatte ich keineswegs lichte Gegenbilder, sondern die atomare Apokalypse vor Augen. Die SS 20 als Friedenssäulen? Widersinnig. Das hat mich nicht gehindert, drei Tage und Nächte lang mit die Carl-Schurz-Kaserne in Bremerhaven zu blockieren, und ich war doch schon ein gar nicht mehr so junger Professor. Warum denn eigentlich habe ich mich damals engagiert, bei soviel Skepsis? Weil man Vernunft und Menschenfreundlichkeit aufrüteln und dem Übel widerstehen soll, auch ohne Wahrscheinlichkeit des Gelingens. Elisabeth Siegel, eine 93jährige Freundin, die für den Kreisauer Kreis und für ihren Lehrer und Freund Adolf Reichwein 1943/44 Botendienste geleistet hatte, erzählt von ihrer brennenden Wohnung in Magdeburg bei Kriegsende, wo ihr zufällig eine Karte mit

dem Wahlspruch des Wilhelm von Oranien vor die Füße fiel: „Il n'est pas besoin d'espérer pour entreprendre, ni de réussir pour persévérer. Man braucht weder Hoffnung, um etwas zu unternehmen, noch Erfolg, um auszuhalten.“<sup>7</sup>

Wenn es nicht anders und besser geht, dann soll das gelten.

---

## Reiseerfahrungen in der DDR, Freundschaften

---

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre war ich meist zweimal jährlich in der DDR. Zunächst bei einem Vetter in Einsiedeln, südlich von Karl-Marx-Stadt, heute wieder Chemnitz. Der war aus Liebe zu einem Mädchen 1962 aus Heidelberg in die DDR übergesiedelt. Er fuhr gerne mit mir und meiner Frau in der näheren und weiteren Umgebung herum, besuchte mit uns Freunde und Bekannte. Wir lernten viele ‚kleine Leute‘ kennen: Arbeiter, Fließbandarbeiterinnen, Forstarbeiter. Das hohe Maß von aggressiver Feindschaft gegen Staat und Partei verblüffte und erschreckte uns. Pastor Brüsewitz hatte sich gerade verbrannt – er war für viele ein Held. Auf einer goldenen Hochzeit sagte uns die Jubilarin, eine Waldarbeiterin in Rente, mit plötzlich haßerfüllten Zügen: „Verbrecher sind sie alle, der Honecker, und alle anderen auch, alle!“ Wir waren geschockt, beschwichtigten, widersprachen: ein Reden in den Wind. Wenig später hat mein Vetter sich erhängt; die Reiseerlaubnis zur erkrankten Mutter war ihm versagt worden.

Ich habe viele Autoren besucht – keine Berühmtheiten, mehr diejenigen, die nicht oder kaum im Westen publiziert hatten. Erich Loest wurde mein Freund. Was er alles zu erzählen hatte, brauche ich kaum anzudeuten: sieben Jahre Zuchthaus, eine DDR-Lebensgeschichte, die vieles bündelt, man kann das nachlesen in seiner Autobiographie: „Durch die Erde ein Riß“. Durch ihn lernte ich Wilhelm Strube kennen, mit dem ich umherreiste. Es folgten der Bloch-Schüler Jürgen Teller, Dieter Mucke, Volker Ebersbach, Christian Pech, Reinhard Bernhof, Wolfgang Schütte, Peter Gosse und andere mehr. Eindrucksvoll Ralph Schröder, Slawist und Lektor; er war acht Jahre im Gefängnis gewesen.

Ich entwarf ein Projekt: eine unregelmäßige Reihe von Lesungen solcher Autoren an der Universität

---

<sup>7</sup> Elisabeth Siegel, *Dafür und dagegen*, Stuttgart 1981, S. 130.

Osnabrück in Verbindung mit dem Städtischen Kulturamt. Das funktionierte zunächst rasch und gut – war aber bald vorbei. Denn die Autoren, die ich einlud, erhielten keine Reiseerlaubnis mehr.

Nach dem Wintersemester 1981/82 reiste ich zum letzten Mal in die DDR. Ich kam bis zur Grenzstation Oebisfelde. Dort wurde ich aus dem Zug geholt, zwölf Stunden festgehalten, wartend auf ein Verhör, das nicht stattfand, und dann wieder zurückexpediert. Zum ersten Mal in einer Zelle, ebenerdig, Stuhl und Tisch angeschraubt, das Fenster natürlich vergittert. Es war ein Vorfrühlings-tag mit sehr hellem Licht. Ich schaute auf das Eingangstor einer nahen Fabrik. Am Nachmittag kamen die Menschen dort heraus, und sie schauten zu mir mit sachlicher Neugierde, so, wie man ein neues Tier im Zoo beschaut. Eine junge Mutter hob ihr Kind aus dem Wagen und zeigte mit dem Finger auf mich. Was hat sie wohl gesagt?

Der Offizier war grob und auf Einschüchterung aus, desgleichen die Zollbeamten. Nicht so die Grenzpolizei, der die Zelle unterstand. Um vier Uhr fragte mich ein sehr junger und freundlicher Soldat, ob ich nicht Kaffee trinken wolle: „Wir haben da eine Mitropa-Gaststätte“. Ich folgte ihm dorthin. Die Gaststätte war fast leer. Ich trank meinen Tee. Am Fenster lehnte der Soldat, verlegen durchaus; unauffällig wollte er dastehen. Aber wie macht man das, in einer fast leeren Gaststätte unauffällig-pflichtgemäß einen teetrinkenden Gefangenen bewachen? Ich hätte ihn gerne eingeladen, aber das ging ja nun wirklich nicht. Um 19.00 Uhr kam ein anderer Soldat. Auch er freundlich: „Wir haben da eine Mitropa-Gaststätte.“ Diesmal wurde mir in der Zelle serviert: Schweinebraten und zwei Glas Bier. Das Servierfräulein war verlegen, aber sehr freundlich; sie trug eine tadellos weiße und gestärkte Schürze, wie ich sie in keiner Mitropa-Gaststätte der Republik je angetroffen hatte. Daß man doch in so entscheidenden Fragen keine letzte Klarheit gewinnt... Ich bestehe darauf: Für mich hat sie eine frische Schürze gewählt, die schönste, die einzige mit Stikereien. Ja für mich hat sie diese auch noch rasch geplättet – während überall in der Gaststätte nach der Bedienung gerufen wurde; alles extra für mich.

Nach Mitternacht wurde ich in den Zug nach Hannover verfrachtet, in den letzten Wagen und erst, als alle „normalen“ Menschen den Bahnsteig verlassen hatten. Ein wieder sehr junger Soldat von der Grenzpolizei half mir mit dem Gepäck. Und bevor er die Tür zuschlug, als wirklich niemand das hören konnte, sagte er leise und schüchtern „Auf Wiedersehen“.

---

## Organisator der „politisch-ideologischen Diversion“

---

Ich habe gegen das Einreiseverbot protestiert, meinte sogar törichterweise „Druck“ machen zu können. Schließlich hatte mich der Minister für innerdeutsche Beziehungen in den Arbeitskreis „DDR-Forschungsförderung“ seines Hauses berufen, sollte also irgendwie für mich zuständig sein. Es war alles ergebnislos. Das Ministerium hatte für mich weder Erklärungen noch Hilfe. Es war ein stummes Haus.

Später gab Erich Loest alle Erklärungen. Er hat sich nach 1989, im Handstreichverfahren, seiner Akten bemächtigt und schon 1990 in „Der Zorn des Schafes“ der lesenden Öffentlichkeit präsentiert, was ein Autor denkt und tut und wie sein Denken und Tun sich in den Observationen der Staatssicherheit ausnimmt. Und wo es um den großen Dichter geht, da kommt auch einmal ein kleiner Germanist vor und erfährt nun endlich, wer er ist: „Im Rahmen der operativen Bearbeitung des Loest, Erich, wurde festgestellt, daß der Mohr, Heinrich, wesentlichen Anteil an der publizistischen und verlegerischen Profilierung des L. in der BRD hatte. M. strebt an, Nachwuchsautoren der DDR gezielt in der BRD aufzubauen, um diese Autoren damit in Konflikt mit der Kulturpolitik der Partei und Regierung zu bringen, was letztlich zur Formierung einer oppositionellen Plattform unter Schriftstellern in der DDR führen soll. Der M. ist seinem Wesen nach ein Organisator der PID.“<sup>8</sup> Übrigens wollte man noch nicht sogleich eine „Einreisesperre“ gegen mich einleiten, sondern erstmal weiter observieren. Das stammt aus dem Dezember 1980, aus der Feder des Abteilungsleiters Oberstleutnant Wallner. Meine Freunde hier haben wild gelacht, und die Studenten dazu. Man weiß, daß ich fast unfähig bin, meinen Schreibtisch aufzuräumen. Und nun wurde ich erkannt als „Organisator der politisch-ideologischen Diversion“.

Es gibt noch eine andere Spur, der ich nicht nachgegangen bin, will sagen, ich habe nicht die Lektüre meiner Akten bei der Gauck-Behörde beantragt: 1980 bin ich mit Wilhelm Strube bei Robert Havemann gewesen – auf abenteuerlichen Wegen. Einen langen Nachmittag waren wir bei ihm, mit vielem Reden; er sehr offen, dezidiert, voller Heiterkeit und Sprechlust, mit Kaffee und Cognac. In

<sup>8</sup> Erich Loest, *Der Zorn des Schafes*. Künzelsau–Leipzig 1990, S. 208.

Havemanns wortgewaltiger Predigt war der Kommunismus ein Prozeß, der immer mehr den Menschen ‚großmachen‘, zu sich selbst bringen könne, und das sei lebensnotwendig für die Gattung Mensch und jedes Opfer sei dafür gut. Ich weiß noch den Satz, der etwa so ging: „Es ist gut, daß Bahro jetzt im Gefängnis ist, Leute, die die Wahrheit sagen, müssen ins Gefängnis, das ist gut für die Wahrheit, für die Verbreitung der Wahrheit.“ Havemann war der heiterste und gläubigste Apostel des Kommunismus, den ich kennengelernt habe.

Nach dem Abschied von Robert Havemann fuhren wir nach Rügen, zu Wolfgang Schnur, mir damals als Vertrauensanwalt der Kirche und Verteidiger von Opponenten bekannt. Er war auch Anwalt Wilhelm Strubes gewesen. Drei Tage blieben wir dort. Ich habe viel gelernt: Schnur hat mich in seiner Kanzlei Prozeßakten lesen lassen – ein Vertrauensbeweis fürwahr. Das Material war sprechend genug. Es wies in vielen Konkreta auf das Unterfutter eines legalen Terrors in der DDR unter Honecker hin. Zwischen Kommunismus und dem real existierenden Sozialismus lägen Welten, meinte ich. Schnur war dies befremdlich theoretisch. Für ihn war der reale Sozialismus der Kommunismus. Und er erzählte aus dem höchst beschwerlichen Alltag eines Christen, der in der DDR Rechtsanwalt ist. Ach, Wolfgang Schnur!

---

## Erlebnis der Wende

---

Ich bin 1989 und in den Jahren davor ein aufgeregter und angsterfüllter Beobachter gewesen; arg leidend unter dem Einreiseverbot – ich wollte selbst sehen, hören, reden, wenigstens an einigen Orten und einige Male dabei sein. Die Friedens- und Bürgerrechtsbewegung, die Menschen mit den Kerzen vor den Kirchen, in den Kirchen hatten meine Bewunderung, ja meine Liebe. Aber ich hatte keine Zuversicht. Ich fürchtete für sie. Ich fürchtete auch noch im Winter 1989, als der Protest der wenigen zum Massenprotest geworden war, was auch ich nicht für möglich gehalten hatte. Ich bin überhaupt ein schlechter Prognostiker gewesen; ich habe nichts besser gewußt und kaum etwas richtig vorhergesehen. Das gilt auch noch für das Jahr 1990.

1989 also hatte ich Angst. Ich hielt das politische System der DDR nicht für reformfähig, jedenfalls nicht in der eingeklagten Grundsätzlichkeit, und ich hielt den Machtapparat für funktionstüchtig, ja ich meinte, er sei wohl der einzig wirklich funktionstüchtige Apparat in der DDR: Staatssicher-



heit, Polizei, Sonderkampfgruppen, Betriebskampfgruppen, die Armee . . . Daß dieser Machtapparat ganz leise in sich zusammensacken könnte, ohne daß auch nur ein Schuß abgegeben wurde – das habe ich mir nicht vorstellen können und kaum zu wünschen gewagt, eben weil es mir so außerhalb aller Wahrscheinlichkeit, aller Möglichkeit schien. Als das Unmögliche dann Wirklichkeit wurde, habe ich das als befreiendes Wunder erlebt, mit Staunen und Glück. Plötzlich schien die deutsche Geschichte offen zu sein, offen für Neues. Ich wünschte die Vereinigung; allerdings als Prozeß in mehreren Stufen. Ich meinte, daß jetzt die Chance gekommen sei, eine neue deutsche Republik zu bauen aus den Erfahrungen, die in beiden deutschen Staaten in 40 Jahren gemacht worden waren. Eine einmalige Chance! War es wirklich abwegig, zu denken, daß die Bürgerbewegungen, daß Modelle wie der „Runde Tisch“ Platz fänden in einer neuen Verfassung für eine neue deutsche Republik? Die wünschte ich mir radikal demokratisch, um mit einem Stichwort die Richtung anzugeben.

Gekommen ist alles anders. Die Politiker im Westen wollten die alte Bundesrepublik, nur vergrößert um die alte DDR, die also überhaupt und ganz und gar verschwinden sollte. Und die große Mehrheit der Menschen in der DDR stimmte dem in freien und geheimen Wahlen zu. Die DDR wurde zum Beitrittsgebiet. In meinen Augen: Der einmalige geschichtliche Augenblick ist nicht genutzt worden; die große Chance vertan, verschludert. Was bleibt, sind die vielzitierten „Mühen der Ebenen“, wo wir uns die kommenden Jahre, Jahrzehnte abarbeiten werden, hoffentlich einigermaßen im guten. Sicher aber ist das ganz und gar nicht. Ich rede nicht von Resignation, sondern von Arbeit, die Mut braucht und Ausdauer und die ohne die Fähigkeit alternativen Denkens nicht auskommen wird. Aber gerade aus dieser Haltung heraus nehme ich mir die Freiheit, Trauer zu bekunden über das Versäumte. Die große Gelegenheit ist vorbei; sie ist nicht wieder zurückzuholen.

---

### Die Schriftsteller oder die „verzweifelte Euphorie“

---

Die Schriftsteller gehörten – mit Ausnahmen, die es gegeben hat – nicht zu den Helden der ersten Stunde. Die älteren von ihnen waren dazu wohl zu skeptisch, zu realistisch, zu vernünftig also. Der Preis der Vernünftigkeit konnte hoch sein und an Selbstverachtung und Ich-Verlust streifen. Man

kann das genau nachlesen in Christa Wolfs Erzählung „Was bleibt“ in der Episode mit dem „Mädchen“, das die Ich-Erzählerin besucht.

Am 28. Oktober 1989 trat ein Teil der renommierten Autoren öffentlich in Erscheinung. „Wider den Schlaf der Vernunft“, nannte sich eine Gemeinschaftsaktion der Berliner Künstlerverbände in der Erlöserkirche. Ulrich Plenzdorf, Christoph Hein, Stephan Hermlin, Günter de Bruyn saßen nebeneinander; Christa Wolf und Stefan Heym waren dabei. Für den 4. November organisierten die „Kulturschaffenden“ – welch schöner Name – eine Demonstration in Berlin. Es wurde die größte Demonstration in der Geschichte der DDR. Eine halbe Million oder noch mehr zogen durch die Innenstadt und versammelten sich auf dem Alexanderplatz. Viele der Redner waren Schriftsteller: Christa Wolf pries die „revolutionäre Erneuerung“: „Unglaubliche Wandlung. Das Staatsvolk der DDR geht auf die Straße, um sich als Volk zu erkennen. Und dies ist für mich der wichtigste Satz dieser letzten Wochen – der tausendfache Ruf: Wir sind das Volk.“<sup>9</sup>

Christoph Hein begann seine Ansprache: „Liebe mündig gewordene Mitbürger. Es gibt für uns alle viel zu tun . . . Die Strukturen dieser Gesellschaft müssen verändert werden, wenn sie demokratisch und sozialistisch werden sollen. Und dazu gibt es keine Alternative.“ Beschwörend ist der Gestus der Rede. Verdeckt er auch Angst? Christa Wolf rührt an den wunden Punkt, freilich in ganz positiver Gestimmtheit: „Traum. Also träumen wir mit hellwacher Vernunft: Stell dir vor, es ist Sozialismus und keiner geht weg!“<sup>10</sup>

Euphorie hatte sie ergriffen, spät, aber gewaltig, sie, die Reformsozialisten – ein zwar wenig trennungsscharfer, aber die Vielfalt doch im zentralen Punkt richtig bezeichnender Begriff. Jetzt sahen sie ihre Stunde gekommen, auf die sie so lange, mit Hoffnung und Geduld, im Zorn und auch in Verzweiflung gewartet und auf die sie zugeschrieben hatten.

Beschwörend, jetzt schon im Bewußtsein möglichen Scheiterns, wenden sie sich vier Wochen später an das Volk mit dem Aufruf: „Für unser Land“ und formulieren die Alternative, wie sie ihnen erscheint: Entweder „Ausverkauf unserer materiellen und moralischen Werte“ und Vereinnahmung durch die Bundesrepublik oder Entwicklung einer „solidarischen Gesellschaft“, „einer

9 Zit. in: Volker Gransow/Konrad H. Jarausch (Hrsg.), Die deutsche Vereinigung, Köln 1991, S. 87f.

10 Ebd., S. 88.

sozialistischen Alternative zur Bundesrepublik“. Dafür wirbt der Aufruf<sup>11</sup>.

Die kurze Euphorie der Reformsozialisten findet kaum irgendwo so großartig Ausdruck wie in einem Essay Volker Brauns, der, kurz nach der Maueröffnung, am 11./12. November 1989 im „Neuen Deutschland“ erschien. Er ist überschrieben „Die Erfahrung der Freiheit“:

„Wir machen die Erfahrung der Freiheit. Zuerst auf der großen Straße in Leipzig, nun auf den öffentlichen Plätzen Berlins erleben wir sie, in unserer angstlosen Entschlossenheit, und selbst der aufgeschreckte Staat begreift durch den öffentlichen Unterricht, was der Stoff dieser Tage ist. Wir erleben die größte demokratische Bewegung in Deutschland seit 1918... wir sehen die ruhige unaufgeregte Kraft der Massen, die das notwendige Bedürfnis haben, ihr unergiebiges Leben zu ändern. Sie verabschieden sich aus dem zentralistischen Sozialismus. Ein Abschied in aller Öffentlichkeit, ein Abschied, um sichtbar anwesend zu sein... Das ist die jetzige Revolution... Wir sind das Volk. In dieser gefährlichen Stadt Berlin steht es mit dem Rücken zur Mauer und starrt fröhlich in das fahle Gesicht der Macht, die ihm vorenthalten war. Es hat sie nie besessen, aber sie hat so lange in seinem Namen geherrscht, daß es sich enteignet fühlt... Die Macht der Mehrheit... Sie fliegt auf uns zu... Heute ahnen wir, was Marx meinte mit der ‚unbestimmten Ungeheuerlichkeit‘ der Zwecke sozialistischer Revolutionen, die sie, sich beständig kritisierend, unterbrechend, neu beginnend, verfolgen. Wenn der Prozeß bis zum Umschlagpunkt getrieben ist, wenn ‚jede Umkehr unmöglich‘ ist und die Verhältnisse selbst rufen: Hic, Rhodus, hic salta! Hier ist die Rose, hier tanze! endet die Herrschaft von Menschen über Menschen, und es beginnt ‚die Verwaltung von Sachen!‘

Volkseigentum plus Demokratie, das ist noch nicht probiert, noch nirgends in der Welt. Das wird man meinen, wenn man sagt: made in GDR. Die Verfügungsgewalt der Produzenten... Es ist das interessanteste Land. Machen wir uns auf in das Land hinein.“

Den Kenner von Volker Brauns Schriften mutet der Text vertraut an. Er bündelt vieles: Die Larve, die gesprengt wird; das Eis, das bricht; der Gebückte, der sich aufrichtet; das Erwachen; der aufrechte Gang. Es sind Bilder, die alle vom Gleichen reden: vom Akt der Befreiung, vom freien Individuum in der freien Gesellschaft, wie sie der

Kommunismus verspricht. Es ist das zentrale Thema in Volker Brauns Denken und Dichten, immer anvisiert, bald trotzig zuversichtlich, später bitterer, auch resigniert, zornig, auch verzweifelt – aber immer gegenwärtig. Jetzt, so sagt die „Erfahrung der Freiheit“, jetzt im November 1989 bricht an, was lebenslang erwartet wurde, der Tag bricht an, die Vorgeschichte der Menschheit geht zu Ende, die Menschen kommen zu sich; es beginnt die Gesellschaft der Freien. Die DDR als Modell, das Land, in dem zuerst die „Larve“ des realen Sozialismus in der Revolution der Massen gesprengt wird und, so ist im Sinne des Bildes fortzuführen, der Schmetterling des Kommunismus seine Flügel entfaltet.

Ich habe mit einiger Ausführlichkeit zitiert, weil der Text extrem ist, weil er fast einen Idealtypus erfüllt: Literatur aus dem Geist der Utopie. Wie lese ich ihn jetzt? Gewiß, staunenswert allemal, wie groß die Kraft der Hoffnung gewesen ist, daß sie auf solche Weise die Wahrnehmung der Wirklichkeit bestimmte und Erkenntnis der Wirklichkeit verhinderte. Die Hoffnung verwandelte sich in Illusion, wie sie vollständiger kaum gedacht werden kann. Der Gläubige wird zum Don Quichotte – selten trug er glänzendere Gewänder als in Brauns Text, aus dem ich gerade zitiert habe.

---

### Irritation und Zorn über westliche Diskussionen zur Rolle der literarischen Intelligenz in der DDR

---

Wir lesen in den Feuilletons – nicht in allen – und bei manchem klugen Kollegen, wie übel die Verhaftung an die kommunistische Utopie gewirkt habe; wie sie geholfen habe, die Misere des real existierenden Sozialismus in einem Verheißungslicht zu überblenden und so ertragbar zu machen. Ich erhebe Einspruch. Ich halte das schlichtweg für falsch. Die Kritik an der Wirklichkeit, wie sie die Reformsozialisten in ihren Texten vorgestellt haben – auf unterschiedlichste Weise und in unterschiedlicher Radikalität –, hat nicht systemstabilisierend, sondern destabilisierend gewirkt.

Die Poesie sei im realen Sozialismus subversiv, wie die Utopie des Kommunismus, so hat es Volker Braun mehrfach gesagt; sie sei einem Maulwurf vergleichbar. Wie weit der wirksam geworden ist, wie weit er Bewußtsein mitgeprägt hat, das ist natürlich schwer zu sagen und sinnvolles Thema

<sup>11</sup> Ebd., S. 100f.

ruhiger Diskussionen. Ich denke wohl, die Wirksamkeit war geringer, als die Dichter und als wir, die wir Literatur lieben und mit ihr leben, es gerne glauben möchten. Aber sie war da, und viele unzufriedenen bis verzweifelten Leser in der DDR haben die Dichter als ihresgleichen, als Verbündete und Freunde wahrgenommen, sogar als Ratgeber, was diese zuweilen in merkwürdige Situationen brachte und im ganzen wohl Überanstrengung bedeutete. Mir will scheinen, daß hier die Staatsmacht – ausnahmsweise – klüger gewesen ist als viele meiner Kollegen heute. Sie liebte die Utopie vom Kommunismus gar nicht, und die Formel vom „realen Sozialismus“ – Honecker hat gar vom „außerordentlich realen Sozialismus“ gesprochen – ist gegen das utopische Denken gerichtet – so ernst nahm man das immerhin. Die Kritik an eben diesem realen Sozialismus, wie sie auch – wahrhaftig nicht nur – von der kommunistischen Utopie her geübt wurde, ist richtig eingeschätzt – wengleich maßlos überschätzt – worden, nämlich als „zersetzend“, ja als „feindlich negativ“.

Sogleich aber ist zu differenzieren: Die Utopie hat in der Literatur der letzten zwei Jahrzehnte in der DDR keineswegs die Bedeutung gehabt, wie es die heutigen Diskussionen vermuten lassen. Ganz im Gegenteil: Es ist Utopieverlust zu konstatieren, bei den allermeisten Autoren auf unterschiedlichste Weise sich literarisch artikulierend. Die Ausnahmen sind selten. Ich gebe der Eitelkeit nach, mich selbst zu zitieren, aus einem Vortrag im Jahr 1978:

„Die Energie der Hoffnung, die in langen Jahren nach 1945 auch für die Literatur ungemein wichtig, mit sprach- und literaturprägend war; sie ist längst aufgebraucht. Heute ist die Literatur der DDR eine Literatur der Individuen. Gezwungen, eine übergreifende Thematik ... zu nennen, spreche ich vom ‚bedrängten Individuum‘ und ‚beschädigten Leben‘. Darüber ‚reden‘ die Dichter in der DDR, wenn sie schreiben. Autoren konzentrieren sich auf die differenzierte Darstellung problematischer Individuen: nicht ‚Männer, die Geschichte machen‘, sondern Menschen, die Geschichte mitmachen, immer mehr im Sinne von ‚erleiden‘ ... Extrem, aber exemplarisch ist der Weg des ... Karl-Heinz Jakobs von dem fordernd zukunfts gewissen Roman des Bitterfelder Weges ‚Beschreibung eines Sommers‘ aus dem Jahre 1961 über Müdigkeit und Skepsis von ‚Eine Pyramide für mich‘, ein Jahrzehnt später erschienen, bis zur schieren Verzweiflung des letzten, nur in der Bundesrepublik gedruckten Romans ‚Wilhelmsburg‘, dessen Held, symbolisch genug, in Sprachlosigkeit endet ...

Enttäuschung und ein Schwinden der Hoffnung kennzeichnen die geistige und seelische Verfassung vieler Autoren, die als sozialistische Schriftsteller Aufbau und Entwicklung der DDR begleitet und auf vielfältige Weise mitgetragen haben. Als Beispiel für viele soll Christa Wolf genannt sein. Ihre preisgekrönte Erzählung ‚Der geteilte Himmel‘ aus dem Jahr 1963 war voll Zuversicht und Zukunftsgewißheit. 1968 ... ‚Nachdenken über Christa T.‘, ein Buch voll zorniger Trauer über unwiederbringlich Versäumtes, zugleich aber voll Zukunftswilligkeit. Der letzte Satz heißt: ‚Wann, wenn nicht jetzt?‘ Es ist ... die Botschaft des Romans. 1979 publizierte Christa Wolf eine Erzählung über ein fiktives Zusammentreffen Heinrich von Kleists mit Caroline von Günderode. Zwei berühmte Dichter-Selbstmörder werden als wahlverwandt berufen. Wolfs Erzählung gibt todtraurige Variationen über das Thema Entfremdung, Trauer ohne Hoffnung. Der Titel sagt es schon auf seine Weise ‚Kein Ort. Nirgends‘. Das ist die genaue Übersetzung des griechischen Wortes ‚Utopia‘. Implizit nimmt der Titel Ernst Blochs Konzeption der ‚konkreten Utopie‘ zurück, die zu erhoffende und zu erarbeitende Menschen-Heimat.“<sup>12</sup>

1989 hatten viele reformsozialistische Autoren und Intellektuelle die arg beschädigten oder auch schon abgetanen Hoffnungen wiedergefunden; unverhofft, im „großen Augenblick“, wie sie meinten, wie sie in einem Akt „verzweifelter Euphorie“ es zu sehen glaubten – und eben mit aller Energie auch glauben wollten.

Es war nicht bloß der Glanz der Utopie, der da so plötzlich wieder aufleuchtete in nie gemachten Erfahrungen – etwa in freien Massendemonstrationen. Es war auch Angst vor dem, was ihnen die Alternative zu sein schien: der Kapitalismus. Also doch bloße Repetition des vierzig Jahre Gelernten? Oder auch Hysterie? Gemach: Intellektuelle, die vom Westen mehr wußten, als die Fernsehbilder von ARD und ZDF zeigten, hatten gute Gründe, den Kapitalismus nicht zu wollen; ihn jedenfalls nicht so zu wollen, wie er sich in den meisten Teilen der Welt darstellt. Denn wo ist der Kapitalismus ‚schön‘? In der Bundesrepublik, ja, zumindest ist das so gewesen, es beginnt sich vor unseren Augen zu ändern. Gewiß in der Schweiz, in den Beneluxstaaten, in Dänemark, in Skandinavien. In Frankreich schon weniger, in Italien sehr viel weniger. Und in den USA? Und wie steht es mit Lateinamerika; wie überhaupt mit der Dritten Welt? Die böse Antwort weiß jeder. Der Kapitalis-

12 P. G. Klussmann/H. Mohr (Anm. 6), S. 46f., S. 53f.

mus ist bislang unfähig gewesen, humane Modelle der Entwicklung unterentwickelter Länder zu praktizieren, meist noch nicht einmal effektive. Das sind vernünftige Überlegungen; sie als Resentiment abzutun, erscheint mir falsch. Sie gar als Ausfluß einer irrational-fundamentalistischen, anti-westlichen Haltung zu qualifizieren, führt in die Irre.

Die Intellektuellen in der DDR konnten all das wissen, und dieses Wissen ist wohl auch ein Teil jenes Zustandes gewesen, den ich „verzweifelte Euphorie“ nannte. Mit dieser Euphorie sprachen sie am 4. November und warben sie später für eine „sozialistische Alternative“ zur Bundesrepublik – realpolitisch eine Illusion, ganz und gar.

Die Reformsozialisten sind also die Verlierer – ohne Abstrich. Sie haben sich – alles in allem – zu DDR-Zeiten nicht durchgesetzt und nicht 1989. Wie geht man jetzt mit ihnen um? Für mich irritierend genug. Es gibt die Tendenz unter westlichen Intellektuellen, die östlichen Kollegen insgesamt auf eine Art moralischen Prüfstand zu stellen und nach Mitverantwortung, nach Mitschuld zu fragen. Das Wort von der Kollaboration geht um, Kollaboration mit der Macht: ein Verdikt ohne Ansehen der Person. Das scheint mir wenig sinnvoll; unklug und unmenschlich zugleich. Schuld ist immer individuell. Sinnvoll und notwendig sind die Fragen: Hat einer anderen Schaden zugefügt, hat er verraten, hat er als Inoffizieller Mitarbeiter Freunde und Kollegen ausgeforscht und berichtet, und wie hat er berichtet? Ein weites Feld.

---

## Der deutsch-deutsche Literaturstreit. Zu Christa Wolf, Heiner Müller und Sascha Anderson

---

Christa Wolf, einmal mehr als Repräsentantin begriffen, ist mit ihrer Erzählung „Was bleibt“ Mittelpunkt einer Diskussion geworden – „der deutsch-deutsche Literaturstreit“ – die, den Text eher zum Anlaß nehmend, die Rolle der reformsozialistischen literarischen Intelligenz debattierte, um dann sogleich ein Verdikt über die Literatur aus der DDR überhaupt zu fällen: Sie werde verschwinden, wie der Staat DDR verschwunden ist. Kühn das, ein weithinstrahlender Nonsens.

Mich hat geärgert, wie souverän der literarische Text instrumentalisiert wurde, und ich meinte, darauf insistieren zu sollen, daß Texte interpretiert

werden müssen; meinte und meine auch heute, daß wir Literaturwissenschaftler den Damen und Herren vom Feuilleton nicht hinterherlaufen, sondern – falls nötig – ihnen auf die Finger klopfen sollen. Ich schrieb also eine Interpretation der „Erzählung“ und versuchte einsichtig zu machen, daß wir einen Text der Selbstbefragung und der Selbstbeichtigung vor uns haben. Ich zitiere den Anfang, weil er sagt, was ich zum sogenannten Literaturstreit meinte und meine:

„Zorn treibt mich zum Schreiben. Christa Wolfs Erzählung ‚Was bleibt‘ ist Anlaß zu einem Streit über die Rolle der literarischen Intelligenz in der DDR geworden, der heftig und mit jener Grobschlächtigkeit geführt wird, die gewährleistet, daß Einsichten und Erkenntnisse nicht gewonnen werden. Dem Angriff in Form eines Rundumschlages entsprechen pauschale Verteidigungen: Das wichtige Thema, um das es geht oder doch gehen sollte, wird zugedeckt. Verblüfft bin ich über die Interpretationen und Urteile zum Text ‚Was bleibt‘. Zuweilen will mir scheinen, daß man zwar lesen, aber nicht verstehen gelernt hat, daß zwar nicht gerade Analphabeten, aber doch Illiteraten sich ans Werk machen.“<sup>13</sup>

Der instrumentalisierten Nutzung des Textes folgte später die ‚Enthüllung‘ über die Autorin Christa Wolf: Fast drei Jahre sei sie als Inoffizielle Mitarbeiterin in den Akten der Staatssicherheit geführt worden, in den späten fünfziger und in den frühen sechziger Jahren. Ich war zunächst einmal geschockt. Die fehllaufenden Erklärungen der Autorin aus den USA, die falsche und zudem widrige Gleichstellung mit den deutschen Emigranten aus der Zeit des Dritten Reiches taten ein übriges. Endlich erschien die Dokumentation über ihre ‚Tätigkeit‘. Die gläubige Genossin hatte sich dem angetragenen Dienst nicht verweigert – offenbar hatte sie gar nicht gewußt, woher solche Verweigerung nehmen. Aber sie hat wirklich niemandem geschadet, keinen Menschen denunziert, sich eher rührend um sozialtherapeutische Betreuung bemüht. Kein Wunder, daß die Staatssicherheit mit dieser ‚Mitarbeiterin‘ nichts anfangen konnte.

Ein Wunder aber, daß Christa Wolf ihre Mitarbeit bei der Stasi einfach vergaß. Sie war damals um die dreißig Jahre alt, also keine unerfahrene Jung-Genossin mehr. Aber sie hat es vergessen. Ich glaube ihr das. Welche Verdrängungsleistung – in der Tat ein Thema für die Dichterin Christa Wolf.

---

13 Heinrich Mohr, Trauer, Reue, Scham. Zu Christa Wolfs Erzählung „Was bleibt“, in: Deutschland Archiv, 22 (1990) 9, S. 1367.

Anders Heiner Müller. Seine Autobiographie „Krieg ohne Schlacht“ haben wir alle mit Spannung und Gewinn gelesen; ich auch mit Ärger: Niemals will er Kommunist gewesen sein, die DDR sei bloß sein „Material“ gewesen. Die frühen Texte, z.B. „Lohndrücker“, reden anders und überzeugender. Warum muß der Autobiograph sich selbst ein Stück weit verleugnen? Daß Müller auch mit der Stasi umging, hätte in diese Autobiographie durchaus gepaßt. Wir wissen inzwischen, auch er hat nichts Böses getan. Er hat auch dort wohl viel geredet, auch mit Selbstüberschätzung, gescheit und skrupelarm. Aber warum hat er den Umgang mit der Stasi verschwiegen? Vorsicht? Feigheit? Tut das dem Dichter etwas? Ich meine: nein. Die Texte reden.

Anders steht es mit Sascha Anderson. Er ist Jahre hindurch die Gallionsfigur des Prenzlauer Berges gewesen. Er stand für jene Gruppen, die sich vom dominierenden Diskurs absetzten; sie wollten nicht dafür und nicht dagegen sein, sondern unabhängig, frei. Ich habe mit viel Spannung diesen Versuchen zugesehen, inmitten des engmaschigen politischen Systems der DDR Freiräume zu gewinnen, einen quasi extraterritorialen Status zu behaupten – eine Bohème eigenster Art mitten im realen Sozialismus. Ich habe wieder einmal gelitten unter dem verfluchten Einreiseverbot, denn deutlich war mir, daß man solche Experimente alternativen Lebens selbst erfahren, daß man dabei sein mußte, daß die Texte im – westlichen – Buchladen nicht ausreichen, das ‚Phänomen‘ zu kennen; man mußte es selber erleben. Der Prenzlauer Berg – real und als Metapher genommen – nährte den Mythos der Autonomie, und der wurde auch kräftig von außen genährt.

Der Mythos zerplatzte, als Sascha Anderson als Mitarbeiter der Staatssicherheit erkannt wurde. Wolf Biermann machte den Drachentöter: „Sascha Arschloch“. Biermann hatte recht, so meine ich. Der Betrug Andersons, Schedlinskis und anderer war groß, und das Schimpfwort traf die Sache. Unrecht hatte Biermann, wenn er auch gleich daran ging, die Texte des Prenzlauer Berges insgesamt als Stasi-Schrebergartengewächse abzuurteilen. Wer genauer hinsieht – z.B. in die erste wie in die bislang letzte Anthologie: „Berührung ist nur eine Randerscheinung“ (1985) und „Ein Molotowcocktail auf fremder Bettkante“ (1990)<sup>14</sup> –, der wird differenzierter urteilen und Unterschiede machen, Verschiedenartiges wahrnehmen. Mich

fasziniert manches, und manches, vieles, läßt mich kalt. Das ist eigentlich normal.

Biermanns Zorn gründet in seiner Vermutung, die gewollte Flucht aus dem politischen Diskurs habe Kräfte neutralisiert gerade zu der Zeit, in der die DDR politisch kämpferische Menschen so bitter nötig gebraucht habe. Darüber, in der Tat, soll nachgedacht werden.

---

## Beschädigung der Literatur aus der DDR und neue Lektüre?

---

Es geht die Rede von der „Beschädigung“ der Literatur in der DDR durch ihre Autoren. „Die DDR-Literatur als ganze . . . hat tatsächlich Schaden genommen und an Glaubwürdigkeit verloren“ schreibt Wolfgang Emmerich<sup>15</sup>.

Ich kann das nicht so sehen. Schaden genommen haben einzelne Autoren, Schaden an ihrer moralischen Integrität. Inwieweit die moralische Beschädigung von Autoren ihre Texte mitprägte, und sie damit in der Tat beschädigte, das ist nur im Einzelfall festzumachen. Die Pauschalaussage scheint mir falsch. Sie taugt auch gar nicht als Voraussetzung zur ‚neuen Lektüre‘ der Literatur aus der DDR.

Die aber ist vonnöten, und sie findet statt und wird stattfinden. Erinnern wir uns doch des Altbekanntes: Die Texte der Dichter sind Phantasien über die Wirklichkeit – Phantasien der allerverschiedensten Art. Ist die Wirklichkeit, auf die sich Texte beziehen, untergegangen, so bleiben die Texte mit all ihrer Hoffnung, ihrer Verzweiflung und ihrer Wahrnehmung von Wirklichkeit. Wäre dem anders, dann gäbe es gar keine Literaturgeschichte, dann gäbe es nicht unsere Lust, Texte aus fremder, früherer Zeit zu lesen, sie zu uns reden zu lassen und über sie zu reden. Kriterium ist doch, wie dicht und wie kühn sind die Phantasien und wie gut formuliert; hier liegt unser Interesse.

Ich glaube nicht, daß die Wahrnehmung der Literatur aus der DDR sich grundsätzlich ändern wird. Die großen Texte, die ästhetisch standhalten, bleiben und werden immer wieder neu gelesen und neu interpretiert. Was mit einer Ersatzfunktion für fehlende journalistische Öffentlichkeit war, wird eher ins Vergessen abgleiten. So wird sich einiges verschieben in der Rangliste der Texte, die uns

14 Vgl. Sascha Anderson/Elke Erb (Hrsg.), *Berührung ist nur eine Randerscheinung*, Köln 1985; Peter Geist (Hrsg.), *Ein Molotowcocktail auf fremder Bettkante*, Leipzig 1990.

15 Wolfgang Emmerich, *Die andere Deutsche Literatur*, Opladen 1994, S. 8.

wichtig waren; das ist überhaupt nicht verwunderlich und auch nicht so aufregend. Ein Beispiel – Stefan Heyms Roman „Collin“ mit dem damals höchst brisanten Thema: „Stalinismus in der DDR“ wird wegsacken. Über die Sache sind wir inzwischen informiert. Der Text ist eher primitiv gemacht; er lebt nur von seinem Thema. Bleiben aber wird Stefan Heyms „König Davids Bericht“ – die sehr geschickt und sinnlich ausphantasierte poetische Rede über Risiken und Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit.

Vorbei ist es auch mit der ‚repräsentativen‘ Rolle, die Autoren in der alten DDR teilweise zukam: Ersatzöffentlichkeit, stellvertretend Redende, Beichtväter und -mütter, Stimmen der Stimmlosen usw. Das hat die Schriftsteller erhoben und zugleich belastet. Vorbei – der Sockel ist weg. Verlust, gewiß, aber auch Gewinn: die Möglichkeit zu freierem, weil rücksichtsloserem Reden ist da.

Vorausgesetzt, das Geschriebene findet den Weg zum Druck. Und hier rühren wir an einen grausamen Problemkomplex: Wer bis 1989 nur oder vorwiegend in der DDR veröffentlichte – und den Sprung auf den Westmarkt nicht geschafft hat –, der ist dabei, als Autor unterzugehen, zusammen mit manchem Verlag der DDR, mit den Lektoren, die oft auch unliebsame Bücher mithalfen durchzubringen, mit den Illustratoren oft vorzüglicher Kinderbücher usw. . . Tonnenweise fanden die Autoren – und zwar gerade nicht regimefromme Autoren – ihre Bücher auf den Müllhalden. Zehn Millionen Exemplare, so heißt es, für die kein Lagerraum mehr da war; noch unausgepackt in Plastikfolie: Ostware, angeblich unverkäuflich.

Der Pastor Martin Weskott, der „Bücherpastor“ aus Katlenburg in der Nähe von Göttingen, hat einiges davon gerettet, und seine Kirchengemeinde hat die „Müllbücher“ verkauft; der Erlös kam „Brot für die Welt“ zugute. Der Pastor erhielt das Bundesverdienstkreuz; der Skandal aber dauert an: Zornig und vergeblich hat Dieter Mucke aus Halle, Mitglied des Vorstandes des Verbandes deutscher Schriftsteller, diese „Kulturschande“ angeprangert. Er ist selbst, arg drangsaliiert zu DDR-Zeiten – ein Opfer, das für viele steht. Seine Bücher, vorweg seine Kinderbücher, geschickte und witzige Texte und schöne Illustrationen, sind aus den Buchläden verschwunden. Erich Loest und ich haben in einem gemeinsamen Brief Mucke dem Arbeitskreis für Jugendliteratur in München für den „Sonderpreis 1991“ vorgeschlagen. Die Damen und Herren der Jury haben uns bis heute noch nicht einmal einer Antwort gewürdigt.

---

## Wie liest man neue Texte ‚gewesener‘ DDR-Autoren?

---

Nach der Wende begegnen Texte ‚gewesener‘ DDR-Autoren teilweise seltsamen Reaktionen, auf die denn doch zu achten ist. Christa Wolf wird gescholten und der DDR-Nostalgie beschuldigt – einiger Vergleiche wegen, die zuungunsten des Neuen ausfallen. In ihrem Essay „Wo ist Euer Lächeln geblieben?“<sup>16</sup> zeige sie, so hört man, sich uneinsichtig, weil sie den verlorenen großen Augenblick beschwöre und bitter resümiere: „Entfremdung folgt auf Entfremdung. Wer fragt noch, wo unser Lächeln geblieben ist? Es wurde zwischen der heillosen Vergangenheit und der für viele perspektivlosen Zukunft zerquetscht.“

Volker Braun und Heiner Müller – beide haben wohl die ‚härtesten‘ Texte geschrieben – finden sich fast auf einer Art Anklagebank: Uneinsichtig seien sie, höchst einseitig, ungerecht, verboht usw. Passen wir auf! Hier schleichen sich vermeintlich längst abgetane Kriterien in Betrachtung und Kritik poetischer Texte ein. Noch unausgesprochen, oder doch undeutlich ausgesprochen, wird eine Art von ‚political correctness‘ eingefordert, zumindest aber Maß und am besten Ausgewogenheit. Anstoß erregt eine Verszeile wie „Der Sozialismus geht, und Johnny Walker kommt“<sup>17</sup>. Steht etwa eine neue ideologische Beurteilung literarischer Texte bevor, jetzt aus der West-Perspektive? Einar Schleefs Inszenierung von Hochhuths Drama „Wessis in Weimar“ im „Berliner Ensemble“ provozierte den Zorn der Gerechten: So ist es nicht, so war es nicht, das sind wir nicht!

Ich nehme an, daß wir in den kommenden Jahren erregende Texte lesen werden, gerade auch von Autoren aus der ‚gewesenen‘ DDR. Die Zustände sind danach. „Der Glückliche phantasiert nicht“, meinte Freud. Im vereinten Deutschland gibt es – und wird es geben – viele und sehr verschiedenartige Weisen, unglücklich zu sein. Eine fruchtbare Zeit für Literatur.

Machen wir uns nicht freiwillig dumm. Fordern wir nicht von der Literatur, was andere Instanzen zu geben haben. Lesen wir die Texte der Dichter als Phantasien über die Wirklichkeit, auch wüste, wilde, schräge Phantasien. Und leisten wir uns das Privileg, Texte als Kunst wahrzunehmen: Ästhetische Gebilde, die mehr und anderes sind als bloße Mitteilungen und die uns daher auch anders berühren.

---

16 Christa Wolf, Wo ist Euer Lächeln geblieben?, in: Du. Zeitschrift für Kultur, (1991) 7.

17 Volker Braun, Die Zickzackbrücke. Ein Abriß-Kalender, Halle 1992, S. 81.

## Was ging uns die DDR-Kulturpolitik an?

### Biographische Notizen eines „Hineingeborenen“

---

#### I.

---

„M, 30, sucht Ostfrau, welche ihm sozialistische Arbeiterkampflieder und Parolen vorträgt, Chiffre . . .“ las ich neulich im Anzeigenteil des Berliner Stadtmagazins „zitty“. Entweder, dachte ich spontan, muß dieser bedürftige Herr außer seiner per Annonce artikulierten Vorliebe auch noch gerontophil veranlagt sein, oder er wird allerhand Schwierigkeiten haben, seine Sehnsüchte erfüllt zu bekommen.

Dunkel krame ich aus meinen Erinnerungen noch einige Zeilen der im Musikunterricht einmal gelernten Lieder „Ich trage eine Fahne“ (natürlich eine rote), „Dem Morgenrot entgegen“ und „Brüder zur Sonne zur Freiheit“, das ich seitdem nur noch einmal wieder hörte, Jahre später, und zu meiner großen Verblüffung im Westfernsehen: Daß dieses Lied auch auf Parteitag der SPD noch gesungen wurde, hatten uns unsere Lehrer damals nicht gesagt, und ich wäre auch im Traum nicht darauf gekommen. Viel mehr Arbeiterkampflieder fallen mir schon vom Titel her nicht ein. Ich vermute, unter den heute etwa 30jährigen wird sich die Kenntnis des sozialistischen Liedgutes in den allermeisten Fällen auf die erste Strophe der „Internationale“ beschränken, mit der im September/Oktober 1989 Zehntausende ebenso beschwingt und vage entschlossen wie voller Angst um den Leipziger Ring liefen.

Nicht unschuldig an meinen Bildungslücken mag schon unsere ehemalige Musiklehrerin sein, die uns Anfang der siebziger Jahre zwischen oder nach „Ich trage eine Fahne“ und „Heut' ist ein wunderschöner Tag“ eine von ihrem Sohn während einer Moskaureise gekaufte Schallplatte des „Vokalni-Instrumentalni Ansambl ‚Bitles““ (wahrscheinlich unter geradezu selbstmörderisch weit ausgelegter Interpretation des Lehrplans) vorspielte. Besser gesagt nur den „Song“ „Dewuschka“ („Girl“), nicht ohne uns mehrfach auf das zart gehauchte, seufzende, ja fast gestöhnte „Aah“ jeweils vor dem Refrain hinzuweisen. Wir waren elf Jahre alt und

wußten selbstverständlich, daß auch bei der DDR-Plattenfirma AMIGA eine Beatles-LP erschienen war, sogar mehrere Singles – heute würde man unsere Haltung cool nennen, mit der wir die ehrlichen Bemühungen unserer die „Girl“-Melodie auf dem Klavier nachspielenden Musiklehrerin zur Kenntnis nahmen.

Der Schlager meiner Kindheit in den sechziger Jahren – wahrscheinlich öfter noch gesendet von den Radiostationen als die geheime Hymne unseres Kindergartens, „Rote Lippen soll man küssen“ – hieß: „Sag mir, wo Du stehst“, die klassenkämpferische Antwort des Oktoberklubs und seines Frontmannes Hartmut König (später im FDJ-Zentralrat für Kultur verantwortlich und gerüchteweise gehandelt als Höpke-Nachfolger) auf Marlene Dietrich und die Unentschiedenheiten von Pazifisten, Blumenkindern und anderen Staatsfeinden. Der Oktoberklub trug seinen Namen nach der russischen Revolution von 1917 und war eine Singegruppe, in der junge Leute mit Gitarrenbegleitung politische Lieder vortrugen: „Wir haben ein Recht darauf, dich zu erkennen./nickende Masken nützen uns nichts./Wir wollen beim richtigen Namen dich nennen./darum zeig uns dein wahres Gesicht./Sag mir, wo du stehst! . . .“ Obwohl der Text dieses Liedes an Klarheit nichts zu wünschen übrigläßt, hielt ich vermutlich die Titelzeile für eine Art Refrain, der zum Versteckspiel bestens geeignet ist („Eins, zwei, drei, vier Eckstein, alles muß . . .“), und nahm vom Rest gar nichts wahr. In den achtziger Jahren kehrte „Sag mir, wo Du . . .“ zurück bei diversen Punk-Combos oder auch als Reggae, vorgetragen von der Losen Skiffle Gemeinschaft Leipzig, wieder und wieder der Abräumer bei zahllosen Feten: „Oh baby, baby, zurück oder vorwärts, yeah, yeah, baby, du mußt dich entschließen . . .“ Selbst das Vorlesen des „Neuen Deutschland“ konnte kaum größere kabarettistische Erfolge erzielen.

1987 erlebte ich im Schweriner Theater, das spätestens seit Ende der siebziger Jahre unter Christoph Schroth mit seinen „Entdeckungen“ sogar hauptstädtisches Publikum in die Mecklenburger Provinz zog, einen Abend, an dem nacheinander ein Berlin-Stück von Lothar Trolle, Part 3 und 4 der „Wolokolamsker Chaussee“ Heiner Müllers und schließlich

ein Nachtprogramm von FDJ-Liedern aus den Fünzigern gegeben wurde. Bei letzterem Programmteil betraten nacheinander mehrere ältere Damen und Herren im blauen FDJ-Hemd die Bühne, enthüllten jeweils ein überlebensgroßes Jugendfoto von sich selbst und trugen dann Lieder vor, die sie vielleicht etwa dreißig Jahre früher einmal ernst gemeint hatten. Der Zuschauersaal tobte in schenkelklatschender Heiterkeit; aber mir war es ein Anblick unendlicher Traurigkeit, wie sie da vor ihren alten Bildern standen und die Tragödie in eine Farce zu wenden versuchten. Soviel dazu.

---

## II.

---

Ich wurde 1960 im mecklenburgischen Wittenberge an der Elbe in wohlbehüteter Atmosphäre geboren als erstes Kind einer jungen Ärztin und des ihr ange- trauten Chemikers, der nach einem Studium in Rostock als Absolvent ins Wittenberger Chemiewerk geschickt worden war. Nach kurzem Intermezzo gelang ihm die Rückkehr als Assistent an die Rostocker Universität, was noch vor meinem ersten Geburtstag die Familie zurück in die Küstenstadt brachte. Daß Benno Pludras „Bootsmann auf der Scholle“, sein „Lütt' Matten und die weiße Muschel“ und „Die Reise nach Sundevit“ unter den ersten Büchern waren, die ich nach Erlernen des Alphabets geradezu verschlang, hat wohl mit diesem Wohnort zu tun, jedenfalls ließ ich bis „Sheriff Teddy“ und „Tambari“ keinen Pludra aus. Grimms Märchen hatten mir meine Eltern immer wieder vorgelesen, als ich selbst mir nur die Bilder dazu ansehen konnte, Tom Sawyer und Huckleberry Finn bewältigten sie kapitelweise vorlesend über Monate an den Sonntagmorgen (sonnabends wurde ja bis mittags gearbeitet) im großen Ehebett, das ich gleich nach dem Wachwerden mit dem Buch in der Hand erwartungsvoll stürmte. Franz Fühmann, „Timm Thaler oder das verkaufte Lachen“, „Die Schatzinsel“, Defoes „Robinson“ und immer wieder Jules Verne waren Lektürehöhepunkte, als ich schon dickere Bücher zu lesen vermochte.

Im „Berliner Rundfunk“ hörte ich täglich die Familiensendung „Was ist denn heut' bei Findigs los“, bevor ich kurz nach 7.00 Uhr zur Schule ging; sonntags nachmittags sah ich immer „Flipper“, durfte aber in der Schule nicht darüber erzählen aus irgendeinem Grund, den ich nur verschwommen verstand. Jedenfalls schien es wichtig zu sein, denn wenn es klingelte, mußte die von Vater selbstgebaute Antenne (Aluminiumstreifen auf Holzlatten

genagelt) immer schnell ins Schlafzimmer geräumt werden, damit sie keiner sah. Das Bild wurde dann besser, das Programm meist langweiliger. Wie mir ging es vermutlich vielen Mitschülern; daß zu Hause Westfernsehen geguckt wurde, leugneten selbst die wenigen, die sich montags immer über die letzte „Bonanza“-Folge unterhielten und nicht aufpaßten, wenn die Lehrerin fragte, ob die Fernseh- uhr Punkte oder Striche hat. Sehr beliebt war auch der Satz: „Hab' ich bei meiner Oma gesehen“. Erst in höheren Schuljahren änderte sich das, aber selbst da sprach man nicht mit jedem darüber, wer sonnabends bei Ilja Richter in „Disco“ zu Gast war. Daß es gelang, die kleine Tochter der Klassenlehrerin so auszufragen, daß sie sich in dieser Hinsicht verriet, war freilich ein Triumph, der sich rasend schnell herumsprach, hinter vorgehaltener Hand, versteht sich.

Mag sein, daß die mecklenburgische Nicht-Schwartzhaftigkeit diese Verlogenheit und Verbo- genheit länger konservierte als andere Mentalitäten – jedenfalls war es ein bemerkenswertes Ereignis, als in einem meiner ersten Seminare an der Leipzi- ger Universität ein Dozent einen Fehler beim Korrigieren eines Testats damit entschuldigte, daß er nebenbei „Tatort“ gesehen hätte und es deshalb an Aufmerksamkeit für unsere Elaborate fehlen ließ.

Ich wuchs also ganz und gar nicht in einer dissidenti- schen Umgebung auf; mein Kinderhimmel hing so- zusagen voller sozialistischer Geigen. Vor härteren Konflikten versuchten meine Eltern mich möglichst zu bewahren. Meine Mutter, Tochter eines Mau- rers aus Stettin (1945 verschlug es die Familie auf ein mecklenburgisches Dorf), und mein Vater, Sohn eines Hufschmiedes und späteren Werftarbei- ters in Rostock, waren im neuen Staat DDR zu „Intelligenzlern“ geworden. Und „Intelligenzler- kinder“, wußte ich früh, lassen sie (der Staat, die Mächtigen, die Partei) nicht gern zur Oberschule; und studieren wollte ich doch? Daß meine Eltern – obwohl angeblich dem Staat zu Dank verpflichtet, hatten sie doch nach offizieller Lesart auf Kosten der Arbeiterklasse studieren dürfen – sich nie ent- schließen konnten, einer Partei beizutreten, war ein Makel, über den hinaus sie den Staat nur in gemä- ßiger Weise zu reizen willens waren. Dies weniger aus Sorge um die eigene Karriere als vielmehr mei- net- und meines 1968 geborenen Bruders wegen.

Mein früher Berufswunsch hielt sich über Jahre und wird bis heute gern bei verschiedenen Anlässen kolportiert: „Friedensfahrer“ (ein Synonym für Radrennfahrer schlechthin, weil die alljährliche Etappenrundfahrt zwischen Prag, Warschau und Berlin mit Täve Schur als Held *der* Höhepunkt war)



und Dichter. Später transformierte sich das in den Wunsch, Journalist zu werden, „rasender Reporter“ genauer gesagt. Meine Eltern schafften es mit Beharrlichkeit, mir das auszureden: „Wirst Du denn wirklich Redakteur bei einer Betriebszeitung werden wollen, Junge, wo du dann immerzu über die Produktionserfolge der Werktätigen schreiben und Planerfüllung herbeilügen mußt?!“ Mit fünfzehn/ sechzehn dachte ich darüber nach, Jura zu studieren, natürlich mit dem Ziel, Rechtsanwalt zu werden. Bei meinen Eltern schrillten die Alarmglocken. Subtil ließ mich mein Vater selber darauf kommen, daß sozialistisches Recht und Gerechtigkeit mitunter weit auseinanderklaffen können: „Denk nur mal dran, Junge, wenn *sie* sich plötzlich immer wieder was Neues ausdenken, und was gestern Recht war angeblich...“ Mehr oder weniger hofften meine Eltern, daß ich irgendwie zur Erweiterten Oberschule (EOS) zugelassen und dann ein möglichst ideologiefernes Fach studieren würde. Am liebsten Medizin, denn wenn der Tod anklopfen würde, käme sogar der Parteisekretär zum Doktor und flüsterte: „Leeiwer god, hal’ Di ’n annern“.

Der Bücherschrank meiner Eltern war groß, enthielt aber, der sozialen Verhältnisse wegen, denen sie entstammten (bzw. aufgrund der Umstände, unter denen die Familie meiner Mutter aus Stettin nach Mecklenburg gekommen war), fast ausschließlich Bücher, die in der DDR gedruckt worden waren: Traven, Dumas, Scholochow, Nikolaiewa, Faulkner, natürlich Goethe, Thomas und Heinrich Mann, Arnold Zweig. Die in der ersten Hälfte der sechziger Jahre vieldiskutierten Romane von neueren Autoren aus der DDR fehlten nicht: Strittmatters „Ole Bienkopp“, Kants „Aula“, einiges von Christa Wolf, Grass’ Blechtrommel als Fischer-Taschenbuch stammte von einem Ungarn-Urlaub. Ich las einiges, bediente mich aber mehr noch der Möglichkeiten der Schul- und Stadtbezirksbibliotheken. Besondere Erinnerungen habe ich an die Lektüre von „Ole Bienkopp“, die mich enorm aufwühlte, weil mir die Hauptfigur imponierte und ich es widerwärtig fand, wie Frieda Simson und überhaupt die Partei ihr mitspielten. Mit zwei Freunden hielt ich – in der zehnten Klasse wohl, also mit fünfzehn – über Bienkopp im Literaturunterricht einen längeren Vortrag, in dessen Anschluß die Klasse allen Ernstes die Frage diskutierte, ob die Partei nun immer recht habe oder nicht. Wahrscheinlich fanden wir uns tollkühn, sie „dialektisch“ zu beantworten: Im Prinzip immer, im Einzelfall nicht immer.

Jedenfalls erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, wie man aus Bibliothekskatalogen Sekundärliteratur

heraussucht und wie aufregend es sein kann, zehn Jahre alte Zeitungen zu lesen. Ein fast fanatischer Zeitungsleser war ich seit langem; natürlich stand es außerhalb jeden Zweifels, daß die politische Weltlage mich ganz persönlich anging. Den Putsch gegen Allende in Chile empfand ich als etwas, das mit mir unbedingt zu tun hatte – nicht nur, weil an unserer Schule plötzlich ein chilenischer Mitschüler auftauchte. Das Abschlusdokument der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa wurde so oft vollständig in den DDR-Zeitungen abgedruckt – einschließlich Korb 3, der aber eben mit vollem Recht, und nicht, wie die Kapitalisten es wollten, an die erste Stelle plazierte wurde, die (vielleicht deshalb?) das ganze Dokument nur an entlegenem Ort publizierten –, daß man fast zwangsläufig auf diesen Korb 3 gestoßen wurde. Als Dreizehnjähriger las ich die vielen Seiten auf der Suche nach den ausgeklügelten Formulierungen, die von den sozialistischen Ländern eben noch hingenommen werden konnten, aber doch schon an Tabus rührten.

Daß die FKP sich von der Forderung nach einer „Diktatur des Proletariats“ trennte und in Italien von einem Eurokommunismus gesprochen wurde, diskutierten wir in den Pausen ebenso erregt wie das Verbot der Rockgruppe Renft und die Ausbürgerung Solschenizyns, von dem niemand je ein Buch gelesen hatte. Ein paar Jahre später, als ich den Glauben endlich losgeworden war, die Medien seien möglicherweise „aus Versehen“ so, wie sie sind, legte sich meine Hoffnung, aus ihnen irgend etwas Relevantes zu erfahren.

Als im November 1976 Wolf Biermann die Rückkehr in die DDR verwehrt wurde, war ich sechzehn und verfolgte gemeinsam mit meinem Vater gebannt vor dem Fernseher die Wiederholung des Kölner Konzerts für diejenigen, die die Erstsendung verpaßt hatten. Die auf das Protestschreiben einiger namhafter DDR-Autoren folgende Kampagne empörte mich maßlos; ausgeschnittene Artikel aus den Tageszeitungen befinden sich noch heute in meinen Karteikästen. So denn die Bücher der „Exkommunizierten“ überhaupt noch zu bekommen waren, las ich alles von Heym, Hermlin, Wolf, Becker, Kunert. Die Folgen der Biermann-Ausbürgerung hielten meine Aufmerksamkeit lange fest; ständig verließen Autoren das Land, deren Bücher ich kannte und schätzte; andere wurden mit hanebüchenen Begründungen aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen oder bekamen Parteistrafen. Zum Entsetzen meiner Eltern bewarb ich mich im Herbst 1977 um die Zulassung zum Studium der Diplomgermanistik in Leipzig. Mein klares Berufsziel: nichts Geringeres als

Lektor im Hinstorff Verlag Rostock. Versammelten sich doch dort Autoren wie Franz Fühmann, Jurek Becker, Klaus Schlesinger, Ulrich Plenzdorf, Bernd Jentzsch, Rolf Schneider...

---

### III.

---

Ich hatte nicht den Mut und nicht den religiösen Hintergrund, den Armeedienst mit der Waffe zu verweigern, war aber einer von wenigen Jungen meines Jahrgangs an der Schule, die nicht bereit waren, über die obligatorischen 18 Monate hinaus der DDR in Uniform zu dienen. Außer daß den „Dreijährigen“ als Unteroffizieren natürlich höherer Sold und während des Studiums ein Stipendium versprochen wurde, bedeutete man uns, die wir nicht freiwillig zu dreijährigem Dienst bereit waren, daß gefragtere Studienplätze für uns nicht in Frage kämen. Eigentlich bewarb ich mich für die Germanistik – die zu den begehrtesten Fächern zählte, weil im ganzen Land jährlich nur etwa 40 Studienplätze zur Verfügung standen – nur, um mir später nicht Vorwürfe machen zu müssen, daß ich es nicht wenigstens versucht hatte.

Die Zusage traf mich ungläubig. Auch rückwirkend ließ sich schwer ein Auswahlprinzip erkennen. In unserer Seminargruppe saßen Söhne und Töchter von Parteifunktionären, Katholiken, Protestanten, von Akademikern, Arbeitern, Bauern, Handwerkern, von Prominenten aus dem Literaturbetrieb, der damals noch nicht so hieß. Das Abitur hatten alle ziemlich gut hinter sich gebracht, nur zwei von zweiundzwanzig waren SED-Mitglieder, nur einer der Männer hatte einen dreijährigen Armeedienst hinter sich – ausgerechnet derjenige, dessen kirchliches Engagement das mit Abstand intensivste war. Manche hatten sich schon mehrfach erfolglos beworben, andere nur einmal, manche kamen direkt von der EOS, andere hatten schon Berufe wie Maschinenschlosser oder Feinmechaniker gelernt. Falls es ein System bei der Studienzulassung gab – mir war es nicht erkennbar. Wichtig war die Erfahrung: Man muß ihre Drohungen nicht so ernst nehmen; am Ende passiert gar nichts. (Der Vollständigkeit halber an dieser Stelle: Zum Ende des Studiums 1985 war die Parteigruppe auf die Stärke von drei Personen angewachsen, arme Teufel eher, die einem fast leid tun konnten; man schnitt sie ziemlich konsequent. Die Gruppe der Ausreiser, die bald nach dem Studium Wohnung linkselbisch gefunden hatte, übertraf die Stärke der Parteigruppe um eins. Zu den schon zu Studienbeginn

vorhandenen Konfessionen gesellte sich die Lehre Bhagwans, die gleich mehrere Anhänger in unserem Umkreis fand.)

Die wichtigeren Begegnungen fanden außerhalb des universitären Rahmens statt. Früh und schnell lernte ich, als ich im Herbst 1980 nach Leipzig ging, Leute kennen, die ich auf öffentlichen Lesungen, in Diskussionsrunden, bei Vorträgen immer wieder traf in Studentenclubs, Räumen der Stadt oder der Kirche. Unvermeidlich, daß man ins Gespräch kommt, wenn Interessen in die gleiche Richtung laufen. Bald wurde ich eingeladen, oder besser: bekam ich Termine gesagt, wann und wo in Privatwohnungen Lesungen namenloser, manchmal auch bekannter „verbotener“ Autoren stattfanden oder Ausstellungseröffnungen junger Künstler, die häufig am Körnerplatz 8 in Happenings mündeten. Die Gäste waren junge Leute, selten über fünfundzwanzig, sie arbeiteten in irgendwelchen Kultur- oder Aussteigerjobs (etwas übertrieben gesagt: Die Hälfte des Freundeskreises verdiente ihr Geld als Essensasträger für alte Menschen bei der „Volksolidarität“), studierten an der Universität, der Grafikhochschule oder an verschiedenen Fachschulen, bastelten Ohringe, warteten auf die Genehmigung für ihren Ausreiseantrag, auf Weltuntergang oder -revolution. Wir hatten lange Haare, trugen die Hemden, Hosen und langen Mäntel unserer Großeltern, redeten über das Schreiben, Malen, die Musik; wir schrieben, malten, spielten Theater, machten Musik und fanden uns ungeheuer großartig.

Natürlich wohnten wir (fast) alle in Schwarzwohnungen ohne Genehmigung von Wohnungsämtern, um die wir uns gar nicht erst bemühten, weil das vollkommen sinnlos war. Zum Studienbeginn im Oktober 1980 war mir ein Platz in einem Vierbett-Internatszimmer zugewiesen worden; im Dezember durchstreifte ich Leipziger Abrißgegenden auf der Suche nach Fenstern ohne Gardinen. Im Grunde gab es kaum ein Haus, in dem das nicht vorkam. Beim x-ten Versuch fand ich im Januar eine ältere Dame, die mir konspirativ für ihre Nachbarwohnung den Schlüssel aushändigte gegen die Zusicherung, daß, wenn es Probleme mit der Polizei geben sollte, ich behaupten würde, die Tür aufgebrochen zu haben. Die Möbel wurden aus anderen leerstehenden Wohnungen zusammengesucht. Wir sagten „Abrißhäuser“, aber selbst wenn sie fast zusammenfielen, wohnten meist noch ein oder zwei legale Mieter darin. Niemand hatte Illusionen darüber, daß die Macht, wenn sie es wollte, allemal genug Mittel besaß, um jemanden aus seiner illegalen Bleibe zu vertreiben und Ordnungsstrafen zu verhängen – aber man konnte auf ihren Pragmatismus und das allgemeine Chaos einigermaßen ver-

trauen. In aller Regel passierte nur etwas, wenn die „Normalmieter“ Anzeige erstatteten oder ein Haus tatsächlich abgerissen werden sollte; oder wenn ganze Häuser besetzt waren und die Stasi dort „konterrevolutionäre Zentren“ vermutete.

Daß die Stasi ein wachsames Auge auf den stetig wachsenden, dennoch aber überschaubaren Kreis von Künstlern (und die sich dafür hielten) werfen würde, nahmen wir schon an – aber das erhöhte vielleicht mehr unser Selbstwertgefühl, als daß es uns beunruhigte. Wir hegten nicht die Illusion, daß Konspiration möglich sei. SED-Mitglieder gab es sicher nicht sehr zahlreich unter uns, aber von dem einen oder anderen wußte man es doch. Wenn jemand, den man kannte, jemanden mitbrachte, war das in Ordnung.

Überhaupt kannte ich kaum jemanden unter den gleichaltrigen SED-Mitgliedern (auch an der Universität nicht), der sich nicht irgendwie entschuldigen zu müssen glaubte, wenn er seine Parteimitgliedschaft offenbarte. Entweder behandelten die Genossen das als Jugendsünde („Mit achtzehn bin ich aus Naivität eingetreten und jetzt kann ich mir einen Austritt nicht leisten . . .“), oder sie versuchten es mit: „Wenn man etwas verändern will, dann muß man . . . Verantwortung . . .“ Für die erste Entschuldigung fand sich normalerweise mehr Verständnis. Wenigstens kleinere Parteistrafen oder -rüffel hatte noch jeder stolz vorzuweisen. Daß ein SED-Mitglied im privaten Kreis die Politik seiner Partei verteidigt hätte, erlebte ich so gut wie nie. An dieser Politik verbale Kritik zu üben, schien fast überflüssig in Ermangelung eines Widerparts. Was die „Staatsmacht“ über ihre Medien verkünden ließ, war dem letzten Deppen nur ein Schulterzucken wert oder einen folgenlosen Zornesausbruch, was ungefähr auf dasselbe hinauslief. Diese anonyme Macht mit Argumenten erziehen zu wollen, hielten wir für ebenso albern wie naiv, zumal die Voraussetzung dafür gewesen wäre, daß man „im Prinzip“ wenigstens in den „Zielen“ übereingestimmt hätte. Diese Voraussetzung bestand nicht.

Warum sollte man sich für eine simulierte Diskussion mißbrauchen lassen? „Wenn du mit ihnen redest, haben sie dich schon“, lautete ein Slogan. Ob sie aus einem Aufmüpfigen durch maßlose Schikane einen Märtyrer machten oder einen Vorzeige-Idioten, an dem sie ihre Großzügigkeit demonstrieren konnten, war weniger Verdienst oder Versagen des einzelnen als vielmehr Resultat staatlichen Handelns. Aus dieser Konstellation die Legitimation abzuleiten, man könne die Spiele der Macht dann ja auch einfach mitspielen, sich gar als ihr Zuträger betätigen, ist ein ganz unlogischer

Zynismus. Es kostete nicht viel, das nicht zu tun. Es mußte kein staatlicher Verlag sein, wenn man seine Texte auch dreimal abgeschrieben mit jeweils fünf Durchschlägen unter die Leute bringen, Zeitschriften mit primitivsten technischen Mitteln (Blau-pause und Heftklammer) herstellen konnte. Unge-druckt zu sein (bei staatlichen Verlagen) verlieh einem weit eher die Aura von Interessantheit als den Ruch eines Versagers.

Mehr und mehr öffneten sich in den achtziger Jahren auch offizielle Einrichtungen und ließen beispielsweise die „anderen Bands“ auftreten, also Combos, die meist Punk spielten und sich überhaupt nicht um eine „Einstufung“ oder gar um ein Musikstudium bemühten, was normalerweise als unabdingbare Voraussetzung für öffentliche Konzerte galt. Wozu bei „Amiga“ eine Platte machen, wenn das mit Kompromissen verbunden war? Kassettenvervielfältigung im eigenen Doppeldeck war zwar ein wenig mühsam, aber . . .

Natürlich war das auch der Versuch, aus der Not eine Tugend zu machen, aber es bedeutete noch mehr. Als sogar die FDJ-Zeitung „Junge Welt“ sich endlich dazu durchrang, die im offiziellen Raum außerhalb des Jugendrudiosenders DT 64 gar nicht existierenden „anderen Bands“ zur Kenntnis zu nehmen, war es längst zu spät. R. L., Musiker der Kultkapellen „Rosa Extra“, „Hardpop“, später „die anderen“, kommentierte einen Interview-Wunsch der Zeitung lapidar: „Der Stürmer kriegt kein Interview.“

Aber um nicht immer nur von Kunst und Literatur zu reden: Warum Wohlverhalten demonstrieren, wenn Entscheidungen der Macht einen doch nur mit der Willkür von Schicksalsschlägen treffen? Abgesehen davon, daß man keineswegs sicher sein konnte, für Wohlverhalten belohnt zu werden, schienen uns die Privilegien, die der Staat zu vergeben hatte, alles andere als attraktiv. Neubauwohnung? Pah. Mit lauter Funktionären auf „Freundschaftsreise“ nach Moskau? Eher ein Alptraum. Gerüchteweise erfuhr man, daß das staatliche Jugendreisebüro einige Reisen nach Österreich und Finnland „vergift“ (nicht „verkauft“) – ausgeschlossen, daß unsereiner die Voraussetzungen erfüllt hätte, um ausgewählt zu werden. Aber selbst wenn: Welchen Grund sollte man haben, um sich drei Politschulungen vorher und ellenlange Auswertungen hinterher, mißtrauische Funktionärs-gesichter im Reisebus und Museumsbesuche in Zweier-reihe anzutun? Anschließend noch das Mißtrauen der Freunde? Vielleicht war es alles auch ganz anders; ich stellte es mir allerdings so vor und geriet nicht eben in Versuchung.

Mag sein, daß mit den Jahren die kleinen Erpreßbarkeiten größer geworden wären, die Zwänge stärker; damals hatten wir nicht das Gefühl, auf irgend etwas Erstrebenswertes verzichten zu müssen. Jedenfalls nicht auf etwas, was dieser Staat, wie er nun einmal war, als Privileg gewähren konnte.

Die fortwährende Erfahrung, daß sich für die Entscheidungen der Staatsmacht keine nachvollziehbaren Gründe finden ließen – selbst dann nicht, wenn man sich probehalber in ihre Interessenlage der zynischen Machterhaltung hineinzudenken versuchte –, führte schließlich dazu, eben diese absurde Willkür als das eigentliche Instrument der Macht auszumachen. Die Drohung war eine immerwährende, die ohne Argumente auskam. Das konnte ein Gefühl von Ausgeliefertsein erzeugen, gleichzeitig aber auch von Freiheit. Von *denen* muß man sich den Spaß noch lange nicht verderben lassen.

Als 1983 mit geradezu mondänem Aufwand der von unserem Freundeskreis initiierte „Prix de Jagot“ in den Sparten Literatur, bildende Kunst, Musik verliehen wurde (wer eigentlich die Jury bildete, wußte man nicht so genau), kamen ungefähr 150 persönlich geladene Gäste in Abendgarderobe in ein städtisches Jugendklubhaus, das von einem Mitarbeiter für unsere „geschlossene Veranstaltung“ gemietet worden war. Das Ganze war eine witzige Mischung aus Multimedia-Performance, Okkultismus und Hochkultur; keine Versammlung von „Aussteigern“ – was immer das heißen mochte –, sondern Zentrum eines Netzes, dessen Enden in viele Bereiche reichten. In der Verbandszeitschrift der bildenden Künstler erschien mit größter Selbstverständlichkeit die sachliche Meldung, Akos Nowacky, Ungarn, habe den Prix de Jagot für bildende Kunst 1983 erhalten. Irgend jemand hatte offenbar einen Draht zur Redaktion. Wir freuten uns darüber ebenso diebisch wie über ein Plakat des FDJ-Studentenklubs der Karl-Marx-Universität, das eine Lesung mit Bernd Igel, Prix-de-Jagot-Preisträger für Literatur, ankündigte. Einige von uns luden für Veranstaltungen in die Räume der „Moritzbastei“, eben dieses FDJ-Studentenklubs, Autoren ein, die uns interessierten: Uwe Kolbe, Volker Braun, Christoph Hein, Ulrich Plenzdorf, Elke Erb, Adolf Endler...; manchmal hörte man gerüchteweise von hinter den Kulissen, daß irgendwem irgendwer nicht paßte, aber vielleicht gab es niemand Offiziellen, der das scharf in die Hand nehmen konnte.

Der große Freundeskreis war auch für die ganz banalen Anforderungen des sozialistischen Alltags überaus hilfreich. Die Buchhändlerinnen versorg-

ten uns mit Literatur, die normalerweise schwer zu bekommen war: Christa Wolf, Fühmann, Arno Schmidt, Kafka, Freud, Joyce, Aitmatow, Genet, Woody Allen, Thomas Bernhard... Die Namensreihe der in der DDR ungedruckten wichtigen Autoren schien etwas kleiner zu werden; Lücken ließen sich in der Deutschen Bücherei schließen. Was dort in den berühmt-berüchtigten „Giftschränken“ lagerte, konnte man über Freunde, die als Bibliothekare arbeiteten, manchmal sogar außer Haus „entleihen“. Natürlich empörten wir uns furchtbar über die freche Sekretierung von Büchern, natürlich tippten wir uns an die Stirn bei einzelnen Beispielen: „Stell dir vor, die Idioten haben den Gedichtband von xy in den Giftturm gestellt, wohingegen der Tatsachenbericht von yz ganz einfach auszuleihen ist, wohl weil diese Analphabeten dachten, 's ist ein medizinisches Fachbuch...“ Wenn man das mehrfach „durch“ hatte, konnte man schon an einem hingehauchten Bleistiftdreieck auf der Katalogkarte erkennen, ob man ein bestimmtes Buch ohne informelle Anstrengungen in die Hände bekommen würde.

Es ist mir in meiner Studienzeit nicht passiert, daß ein Professor, den ich fragte, mir seine Unterschrift für den „Nachweis über den wissenschaftlichen Verwendungszweck“, mit dem man dann (fast) alle Bücher bekam, verweigert hätte. Ich hatte den Eindruck, es war ihnen in ihrer Resignation eher ganz angenehm, wenn sich jemand für ihr jeweiliges Gebiet intensiver interessierte. Und zugleich war es ihnen lästig, weil sie die Scheine vom Sektionsdirektor gegenzeichnen lassen mußten. So wurde ich nicht selten aufgefordert, die Themen des „wissenschaftlichen Verwendungszwecks“ möglichst vage und allgemein zu formulieren, damit der Nachweis eine Zeitlang quasi universell nutzbar war – eine erniedrigende Prozedur, selbst wenn man am Ende bekam, was man wollte. Für den Fall der Fälle behielt die Staatsmacht alle Instrumente in der Hand, darüber machte ich mir keine Illusionen. Aber alles war immer noch mickriger, als man es sich vorstellte. Als ich das erste Mal in diesen geheimnisumwitterten „Giftturm“ gehen konnte/mußte, um etwas zu lesen, saß am Nachbartisch eine junge Frau, die aus irgendeiner westdeutschen Frauenzeitschrift Schnittmuster ausradelte; vielleicht war sie die einzige an einem Modeinstitut, die auf so privilegierte Weise zu ihren Ideen kam, dachte ich damals.

Das reguläre Studium empfand ich keineswegs als verlorene Zeit, in der sich nichts lernen ließ. Es gab einen Stundenplan und verschulte Seminare, aber es gab niemanden, der irgend etwas so kontrollierte, daß man dadurch wirklich in Schwierig-

keiten geriet. Vielleicht war das offiziell anders gedacht, vielleicht waren die Seminarleiter zu faul, sich zu erkundigen, ob plausible Gründe vorlagen, wenn jemand länger fehlte. Für mich war wichtig, daß Vorlesungsbesuche in anderen Studienrichtungen problemlos möglich waren. Man mußte nur in Erfahrung bringen, wann wo was lief. Ich bin niemals aus irgendeiner Vorlesung hinausgeworfen worden, obwohl ich mich nie um eine formelle Genehmigung als Gasthörer bemühte. Wirklich systematisch betrieb ich über zehn Semester nur Studien der Philosophiegeschichte – beginnend mit der griechischen Antike, die mir eine Offenbarung war, endend mit zwei Semestern „Kritik der spätbürgerlichen Philosophie“, die ich nur ertrug, weil ich aus sportlichem Ehrgeiz die reguläre Staatsexamensprüfung ablegen wollte. Mit den jeweiligen Seminarleitern sprach ich meine Seminarteilnahme ab; ob sie sich höheren Orten Genehmigung einholten, weiß ich nicht; ich wollte lernen, es machte mir niemand Schwierigkeiten. Ich nahm an keinem Studentensommer teil, war bei keinem der alljährlichen Pfingsttreffen der FDJ; falls es überhaupt auffiel, daß ich bei jedem der jährlichen „Wehrsportfeste“, die sie doch immer so wichtig nahmen, fehlte – größeren Ärger gab es nicht. Mag sein, daß es eine geheimnisvolle schützende Hand gab – eher aber war es denkbar, daß die Lethargie dieses Landes und seine allgemeine Auflösung schon zu weit fortgeschritten waren, um bei solchen Kleinigkeiten Drohungen wahrzumachen. Wer sollte sich darum kümmern, wenn es ihm doch nur selbst Arbeit und Ärger machte?

Die Auflösungserscheinungen betrafen nach 1983 immer stärker auch den Freundeskreis selbst; Ausreiseanträge wurden immer schneller genehmigt. Ließ man sich zuvor von Bekannten aus der Bundesrepublik das eine oder andere Westbuch mitbringen, übernahm man nun stapelweise Bücher von Ausreisern, die sie nicht dorthin mitnehmen wollten, wo sie weniger wert waren. „Gib sie dann weiter“, war der übliche Spruch. Als Abmachung beim gegenseitigen Bücherverleih galt: Bei einer Haussuchung auf die Frage nach dem Woher wird immer jemand genannt, der schon im Westen ist. Wir lasen Orwell und Isaak Deutscher, Hans Mayer, Bloch, Bahro und Heinz Brandt, Gins-

berg, Bukowski und Henry Miller oder Klaus Theweleit.

Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“ wurde mit unglaublicher Ernsthaftigkeit gelesen, diskutiert und zum internen Forschungsmittelpunkt gemacht. Die französischen Philosophen spielten in den Kreisen, in denen ich mich bewegte, erst in der zweiten Hälfte der achtziger die dominante Rolle, die sie in Berlin schon einige Jahre früher innehatten. Ich beteiligte mich an der Jenaer Gruppe, einer Initiative, welche bildende Künstler bat, durch Spenden eigener Werke, die dann von Gruppen in Leipzig, Jena und Dresden versteigert wurden, nichtstaatliche Solidaritätsprojekte in Südamerika zu fördern. Es beteiligten sich natürlich „Untergrundkünstler“, aber auch viele aus dem Verband. Manche nicht; ob aus Angst vor staatlicher Repression oder wegen Bedenken über unsere Seriosität oder wegen Desinteresses läßt sich nur spekulieren. Autoren wie Uwe Kolbe, Wolfgang Hilbig, Rüdiger Rosenthal traten im Rahmen solcher Veranstaltungen auf, Elke Erb, Volker Braun u. v. a.

Gegen Mitte der achtziger Jahre waren diese Aktionen vorbei, zu viele Protagonisten außer Landes. In Leipzig mutierte die Wohnungsgalerie am Körnerplatz in die Eigen & Art, die am Rande der Legalität Atelierräume eines Künstlers als „private Galerie“ nutzte, sich aber nicht so nennen durfte. Es lagen in den Ausstellungsräumen die Zeitschriften des literarischen Untergrunds aus, die in Kleinstauflagen in Berlin, Dresden, Leipzig und anderswo hergestellt wurden. Die Szene feierte sich selbst; ich glaubte, mich eine Zeitlang herausnehmen zu müssen, ging 1985 nach Rostock, um eine Dissertation zu schreiben und Uwe Johnson zu lesen. Dessen „Mutmaßungen“ von 1958 wurden mir 1987 in einem Päckchen aus Österreich zugeschickt und von der Zollverwaltung konfisziert, Ware: Buch; Stck.: 1.

Wie formuliert man eine Eingabe, wenn es so etwas wie einen Rechtsanspruch nicht gibt und man dennoch nicht die Geste des Bittstellers, der um ein Privileg einkommt, annehmen will? Was tut man in Verhältnissen, die unter aller Kritik sind?

# Intellektuelle Opposition und alternative Kultur in der DDR

---

## I.

---

Von vielen DDR-Linken wurden die intellektuellen Protagonisten der tschechischen Opposition bewundert und als Vorbilder empfunden: Havel, Dubček, Pelikán oder Mlynář. Mir tat es manchmal richtig weh, weil ich wußte, daß dazu oft nur Wünsche oder fehlende Informationen beigetragen haben konnten. Auf wichtige Unterschiede wurde nicht geachtet, z. B. darauf, daß man das Gros der tschechischen Intellektuellen nach dem Schock von '68 viel eher als „bürgerlich“ hätte definieren müssen; auf jeden Fall nicht unbedingt als links, wie es stillschweigend dauernd geschah. Für mich als Tschechen, der seit 1978 in Ostberlin lebte und Freunde unter den DDR-Linken hatte, waren ihre Eigenarten nicht so schwer zu durchschauen. Bei Gesprächen mit ihnen mußte ich immer mitphantasieren, wie absurd sich manche ihrer Ansichten in Prag anhören würden.

In der DDR lebten viele Hoffnungen, die anderswo im Ostblock mehr oder weniger tot waren, munter weiter. Und zwar nicht nur in den Köpfen der älteren, sondern auch der jungen Linken. Was mir schon damals auffiel: Der besondere DDR-Blick auf die Dinge war nicht nur unwesentlich „verschoben“; man konnte ihn nicht einfach nur aus dem Umstand erklären, daß hier „zu lange“ keine Panzer gegen Menschen und Reformen aufgefahren waren. Dieser DDR-Blick war auffällig anders. Bei den meisten, die ich kennenlernte, vermißte ich die mir vertrauten Blicke, wie ich sie von den gebrannten und illusionslosen Osteuropäern kannte. Meine Ostberliner Freunde hatten noch eine Gläubigkeit unverwechselbarer Prägung. Aber diese Gläubigkeit war nicht der Erfolg der Erziehung oder der Propaganda – da gab es keine Zweifel; ich kannte ja die Leute gut genug. Einige von ihnen waren aus ihren Instituten hinausgeworfen worden und arbeiteten in Fabriken. Viele haben bewußt auf eine Karriere verzichtet. Ihre Gläubigkeit hatte also nichts mit Angepaß-

heit zu tun; sie war aber auch nicht nur – das wurde mir nach und nach klar – auf dem eigenen geistigen Boden gewachsen.

Diese Gläubigkeit kam – wie auch die Musik oder die Parkas oder der wirklich klebende „tesa-film“, „Kennzeichen D“, „Weltspiegel“ und vieles mehr – aus dem Westen. Sie hatte ein Standbein in den Diskussionszirkeln der westdeutschen Linken, in der APO oder in kommunistischen Organisationen oder anderen (z. B. anarchistischen) Gruppen; diese Gläubigkeit nährte sich u. a. von der Wut der West-Linken auf deren eigenes politisches System, sie nährte sich aus dem Wissen über die globalen Probleme in der Welt. Aber auch aus der Auch-Ohnmacht, aus dem Auch-nicht-glücklich-Sein der Leute, die man dort im Westen persönlich kannte. Oft waren das sehr nahe Freunde von früher. Und zusätzlich gefüttert wurde diese Gläubigkeit durch immer neue (neo)marxistische oder links-alternative politische Literatur, die in die DDR geschmuggelt wurde.

Die linke Gläubigkeit in der DDR wuchs also nicht einfach nur illusorisch im luftleeren Raum. Sie nährte sich auch aus realen Informationen (wie realistisch, ist eine ganz andere Frage). Für den „Osten“ hatte das aber besondere Konsequenzen – man konnte dadurch ganz leicht eine besondere Art von Blindheit entwickeln. Und mit der Authentizität der West-Linken wurden ironischerweise Illusionen auch über Dinge importiert, an denen man selbst eigentlich viel näher daran gewesen ist und über die man selbst viel besser hätte Bescheid wissen müssen. In den achtziger Jahren ist von der Realitätsferne und der Theoriebesessenheit der DDR-Linken dann zum Glück einiges abgebröckelt; es gab zunehmend andere Möglichkeiten, aktiv zu sein – nicht nur kulturell, sondern auch in Umwelt- und Menschenrechtsgruppen. Vor allem hier ist man der Realität wieder näher gekommen. Das Ideologische trat in den Hintergrund, und die intellektuelle Opposition hat sich teilweise von einer „theoretisierenden“ zu einer „praktizierenden“ gewandelt – hier sei etwa die „Initiative für Frieden und Menschenrechte“ (IFM)

erwähnt. Nur ein Teil der Intellektuellen, die ich in den siebziger Jahren kennenlernte, ist in den achtzigern in der links-dogmatischen Ecke geblieben.

Zur Sonderstellung der DDR im Ostblock trug maßgeblich auch die massive und – gerade, was das oppositionelle Potential betrifft – fast kontinuierliche Abwanderung in Richtung Bundesrepublik bei. Das hatte nicht nur große Verluste bei den Eliten aller intellektuellen Sparten zur Folge, es hinterließ auch gravierende Spuren in der Sozialstruktur der DDR-Intelligenz und der aus ihr hervorgetretenen Opposition. Durch die Abwanderung derjenigen Intellektuellen, die sich – als eher bürgerliche Intellektuelle (oder Rechte oder Anarchisten . . .) – mit der DDR nicht identifizieren konnten, wie auch durch die Zuwanderung von West-Intellektuellen, die die DDR als „ihren“ Staat ansahen, kam es zu einer sehr ausgeprägten Linksverschiebung des intellektuellen Spektrums in der DDR.

In der DDR konnte aus noch anderen Gründen keine breitere oppositionelle Basis entstehen. Man war hier beispielsweise materiell nicht ganz so schlecht gestellt wie in anderen östlichen Ländern (oder relativierte die Armut im eigenen Hinterhof mit der Armut in der Dritten Welt), litt dadurch nicht so stark an der Realität des eigenen Landes. Und der geistige Horizont derer, von denen breitere Zustimmung oder Unterstützung der Resistenz hätte kommen können, war „extramural“ – das „Volk“ sah sich abends die in der nahen Ferne produzierten Nachrichten und Fernsehprogramme an und machte sich eigene und z. T. ganz andere Gedanken. In den guten Stuben saßen schon lange vor der Wende nicht nur apolitische brave Bundesbürger, sondern auch die strammen „Nationalbewußten“ und die zukünftigen Jungsozialisten und . . . Auch dies war dann ein Grund für das abrupte Scheitern der Bürgerbewegungen nach der Wende.

Diese vielfältige Ost-West-Verstrickung hatte für die Herausbildung einer linksintellektuellen Opposition in der DDR ganz konkrete Folgen: Da man sich nicht ausreichend weit weg von der offiziellen Ideologie befand, konnte hier kaum etwas Vergleichbares wie die „Charta 77“ gegründet werden, die auf einer eindeutig unversöhnlichen und eigenständigen Position bestand. So frei war man nicht. Außerdem war da eine tiefsitzende „Beißhemmung“ gegenüber dem Staat. Die Ideologie dieses Staates konnte (und mußte) nicht vollständig verdammt werden wie anderenorts im Osten. Auf dieser ideologischen Nähe basierte daher eine gewisse Identifikation mit dem ansonsten ungeliebten

DDR-Staat; man fühlte sich mit ihm auf einer höheren Ebene doch verbunden.

Die DDR wurde lange als ein immer noch reformierbarer Gegenentwurf zur Bundesrepublik empfunden. Man identifizierte sich mit dem DDR-Staat nicht zuletzt auch wegen seiner klaren antifaschistischen Ursprünge wie auch aus anderen, nur psychologisch erklärbaren Motiven – die DDR-Oppositionellen waren mitverfangen im stillen Konkurrenzkampf mit der Bundesrepublik. Mehr oder weniger bewußt wollte man doch nicht mit dem Gefühl leben, daß dieser Staat DDR, in dem man nun mal das eigene Leben verbrachte, in so vielen Punkten um soviel schlechtere Karten haben, soviel schlechtere Arbeits- und Lebensbedingungen bieten sollte. Man konnte und wollte nicht mit dem Gefühl leben, daß fast alles um einen herum in dieser grauen DDR soviel grauer, häßlicher, miesiger sein sollte als in der „untergehenden“ Bundesrepublik. Man brauchte ein bißchen Stolz, und man entwickelte schon wegen des eigenen Selbstwertgefühls einen gewissen Patriotismus, der dann gerade in der Wendezeit sehr schnell manifest wurde und bei vielen Intellektuellen bis heute eine Akzeptierung der neuen Verhältnisse so schwer macht.

---

## II.

---

Die siebziger Jahre waren für viele junge Intellektuelle in der DDR (von intellektuell eigenständigen, aktiven Schülern bis zu Erwachsenen der mittleren Generation) Jahre des Aufbruchs und des Suchens nach neuen, eigenen Wegen. Ausschlaggebend dafür waren nicht nur die politischen Impulse des Jahres '68. Die Aufbruchstimmung kam nach und nach schon seit Anfang der sechziger Jahre: Die Rock-Musik verbreitete sich immer lauter und heftiger – mit kleineren oder größeren Verspätungen – über alle Grenzen hinweg; man kleidete sich anders, herausfordernder, die Haare wurden länger; die Hippies eröffneten in Amerika neue Aussichten, um wieviel freier das Leben eigentlich noch sein könnte. In der DDR entstand so in den sechziger Jahren eine spontane, vom Staat nicht steuerbare Jugendbewegung. Diese verstärkte natürlich auch die politische Aufbruchstimmung, die dann – konzentriert im Jahre '68 – im ganzen damaligen Ostblock für große „intellektuelle Unruhe“ sorgte. Neue Impulse und Anreize bekamen auch die verschiedenen gesellschaftlichen Theorien; und weil Deutsche traditionell

eine gewisse Stärke im theoretischen Denken haben, war auch die Begeisterung für neue politische – vor allem aber linke sozialistische – Theorien in Deutschland (West wie Ost) sehr groß.

Gleichzeitig kam es in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zu den ersten Versuchen, sich unabhängig und in kleineren Gruppen kulturell zu artikulieren. Es waren aber nur spontane, kurzzeitige und vereinzelte Versuche. Der staatliche Druck war damals noch enorm; es gab regelrechte Jagden auf Jugendliche mit langen Haaren, unbequeme Rockgruppen wurden kompromißlos aufgelöst, der ideologische Druck z. B. in den Schulen hatte immer noch inquisitorische Strenge. An der damaligen „ersten alternativen Kultur“ waren einerseits Kinder von (z. T. privilegierten) Intellektuellen beteiligt (z. B. der Kreis um Thomas Brasch oder der Rahnsdorfer Kreis um Rosita Huntzinger, Jürgen Uzkereit und die Söhne von Robert Havemann), andererseits Kinder aus proletarischen Familien (oder Jugendliche, die durch Nicht-Anpassung zu Proletariern wurden).

Unmittelbar nach der Zerschlagung des Prager Frühlings im August '68 setzte in der DDR eine Phase der Resignation ein; auch der staatliche politische Druck verstärkte sich wieder. Die „untergrundpolitische“ Entwicklung war aber nicht aufzuhalten. Erst nach dem Machtantritt Erich Honeckers lockerte sich in gewissen Grenzen der restaurative Druck, den sein greiser Vorgänger für so unumgänglich gehalten hatte.

Die theoretischen Impulse für den Aufbruch in den siebziger Jahren wie auch die Impulse „aus der Praxis“ kamen aus ganz Europa. Eigenständige Ansätze gab es natürlich auch in der DDR, wo sich aber öffentlich wenig davon manifestieren konnte. 1968 hatte man die Ereignisse im Osten (ČSSR) wie im Westen (Frankreich, Bundesrepublik) sehr genau verfolgt. Alles passierte ganz nah hinter den Grenzen; selber aber blieb man zur Passivität verurteilt. Um so mehr war man emotional an alledem stark beteiligt:

– auf der einen Seite an der Reformbewegung in der ČSSR (hier identifizierte man sich mit einer osteuropäischen Alternative zum bestehenden Realsozialismus; eine große Rolle spielte auch die Ostblock-Solidarität zu einem Land, das in vielem der DDR am nächsten stand);

– auf der anderen Seite an der achtundsechziger Studenten-Revolution (also an einer Protest-Bewegung gegen das Establishment in der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich, mit der man sich ebenfalls leicht identifizieren konnte).

Dieser Aufbruch vollzog sich in der DDR sowohl öffentlich wie auch unter der Oberfläche. Man kann daher von bestimmten inneren bzw. äußeren Abgrenzungsprozessen im „Lager“ der kritischen Intellektuellen sprechen. Vier solcher Abgrenzungsprozesse lassen sich darstellen; alle vier Prozesse hatten eines gemeinsam: Immer wieder hat – oder mußte – ein Teil der Betroffenen, von welchem „Lager“ auch immer, das Land verlassen; aus der (inneren) Abgrenzung wurde dann eine freiwillige oder unfreiwillige Ausgrenzung.

---

### III.

---

Auf der öffentlichen, offiziellen Ebene wurden die neuen Impulse von kritischen Schriftstellern und Liedermachern aufgenommen, die damals noch an die Durchsetzung der neuen Ideen und Konzepte im Rahmen der bestehenden Ordnung glaubten. Man versuchte, in Jugendklubs Veranstaltungen zu machen, wo offen über alles diskutiert werden sollte und künstlerische Freiheit erlaubt sein sollte. Alle diese Versuche wurden aber früher oder später abgewürgt oder direkt verboten. Einige der neuen kritischen Künstler, die sich hier engagierten, kamen – damals noch als ganz junge Menschen – aus der offiziellen, von der FDJ getragenen Singe-Bewegung.

Parallel dazu – und das ist die andere Seite dieser *ersten Abgrenzung* (Spaltung) – tat sich aber auch einiges unter der Oberfläche: Auf der nichtoffiziellen Ebene fanden sich in einigen großen Städten (besonders in Berlin, Leipzig und im „Städtedreieck“ Weimar-Erfurt-Jena) kritische Köpfe zusammen, die von vornherein wußten, daß sie sich nicht in die Öffentlichkeit begeben durften. So entstanden verschiedene Zirkel, Diskussionskreise von jungen Wissenschaftlern, Künstlergruppen usw., die die Notwendigkeit spürten, sich außerhalb der Verbände oder Institutionen zusammenzutun. Zu ihnen stießen natürlich auch diejenigen Künstler und Intellektuellen, die nach dem Verbot ihrer offiziellen Veranstaltungen in den „Untergrund“ gedrängt wurden. Die so entstandenen Zirkel hatten ganz unterschiedliche Ausrichtungen, unterschiedliche politische Brisanz, und sie wurden auch mit unterschiedlichem Grad an Geheimhaltung (Konspiration) am Leben gehalten.

In der DDR war – wie erwähnt – der Einfluß der westdeutschen Linken groß. In der Bundesrepublik wurde in großen Mengen linke politisch-theo-



retische Literatur verfaßt, verlegt, gelesen – und von dort natürlich auch in die DDR geschmuggelt. Und die DDR war ein fruchtbarer Boden für diese Theorien und neuen Gedanken. Die linken DDR-Intellektuellen hofften in den siebziger Jahren nicht zuletzt aufgrund dieser Polit-Publizistik immer stärker, daß bald die Zeit käme, in der eine (revolutionäre) Umbruchsituation auch in der DDR entstehen würde. Vorerst aber waren sie zu rein theoretischer, halb-konspirativer bis konspirativer Arbeit verurteilt. Manche der Diskussionszirkel waren aber auch relativ apolitisch – hier wollte man sich in erster Linie ohne staatliche Reglementierung in allen möglichen Bereichen weiterbilden, um für den Aufbruch „intellektuell gerüstet zu sein“ (nennen wir sie die *Bildungskreise*); andere Zirkel hatten größeren bis überspannten politischen Ehrgeiz entwickelt.

In diesen Zirkeln wurde Marx gelesen und diskutiert, (euro)kommunistische Alternativen erörtert, beschäftigte man sich mit Stalinismus. Aber auch jüngste DDR-Geschichte und aktuelle Politik gehörten zu Themen, an denen man arbeitete. Die Ausrichtung reichte hier von radikalen Gruppen (Maoisten) bis zu vorsichtigeren und bedächtigen Zirkeln, deren Mitglieder z. T. den „Weg durch die Institutionen“ einschlugen – was in der Regel die Mitgliedschaft in der SED bedeutete. Außerdem gab es natürlich auch Intellektuelle, die von Theorien nicht viel hielten; es gab Versuche, Kommunen zu gründen, in Freundeskreisen kommunen-ähnliche Lebensformen auszuprobieren – ohne trockene Theorien und endlose Diskussionen.

Parallel zu diesen politischen Gruppenbildungen entstanden in den siebziger Jahren die verschiedensten neuen Musik-Gruppen, Rockgruppen, die immer gleichzeitig auch eine „erweiterte Gruppenbildung“ mit sich brachten. Und auch eine ganz neue Generation von Aussteigern wuchs heran, bei der man allerdings diesen Ausstieg/„Abstieg“ als einen ganz bewußten Akt der Selbstbestimmung bezeichnen muß (ein Teil von ihnen war schon „von Anfang an dabei“ – also schon in den sechziger Jahren). Diese „Aussteiger mit Überzeugung“, wie ich sie nennen möchte, verzichteten von vornherein auf Hochschulbildung und auf Karrieren in „ordentlichen“ Berufen; sie waren zu den in der DDR sonst notwendigen Kompromissen nicht bereit. Begünstigt wurde das Aussteigen durch eine gewisse Liberalität des DDR-Staates, der (vor allem ab Mitte der siebziger Jahre) allmählich aufhörte, rigoros die Arbeitspflicht durchzusetzen und das sogenannte Parasitentum strafrechtlich zu verfolgen.

---

## IV.

---

In der ersten Hälfte der siebziger Jahre waren also viele Intellektuelle, die nicht bereit waren, sich entmündigen zu lassen, und die sich auch direkt engagieren wollten, mit Theoretisieren, Weiterbilden und Diskutieren beschäftigt. Bewegung in Richtung zu konkreterem Handeln kam erst nach der Ausbürgerung von Wolf Biermann 1976 und nach der Veröffentlichung der Streitschrift „Die Alternative“ von Rudolf Bahro. Hier setzte der sehr wichtige *zweite Abgrenzungsprozeß* unter den jungen, oppositionell denkenden Intellektuellen ein. Ein Teil von ihnen fand das endlose Diskutieren nicht mehr produktiv und sinnvoll und suchte andere Wege. Da jenes Selbstbewußtsein, das später die alternativen Gruppen an den Tag legten, noch nicht vorhanden war und auch die zu befürchtenden Repressionen zur Vorsicht zwangen, kam es in dieser Zeit eher zu individuellen Einzelaktionen oder Protesten, zu individuell verfaßten Protestschreiben in Betrieben und Institutionen; nur vereinzelt kam es zu Aktionen von Gruppen oder zu Unterschriftenaktionen (die wurden dann natürlich auch entsprechend hart geahndet). Diesen zweiten Abgrenzungsprozeß kann man zeitlich nicht leicht fassen – er setzte sich bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre fort.

Bei dieser zweiten Differenzierung spielten die politischen Ereignisse in Polen und auch die praktischen politischen Erfolge der polnischen Opposition (KOR, Solidarność) eine große Rolle; ein („fundamentalistischer“) Teil der inoffiziell aktiven Intellektuellen blieb jedoch noch bei den Theorien und bei der Suche nach sozialistischen Reformansätzen für die DDR-Gesellschaft wie auch z. B. bei der Aufarbeitung des Jahres '68 in der Tschechoslowakei. Der andere, „neu abgespaltene“ Teil wandte sich den aktuelleren polnischen Erfahrungen und zusätzlich dem komplexen Thema der Menschenrechte zu und dachte natürlich auch über die Konsequenzen für das eigene Handeln nach.

Diese Entwicklung zur praktischen politischen Arbeit schloß viele verschiedenartige Aktivitäten und Ansätze zum Handeln ein: Es entstand die unabhängige Friedensbewegung der DDR, die Ökologiebewegung wurde stärker, es entstanden verschiedene Frauengruppen, man setzte sich für Wehrdienstverweigerer ein, es ging um die Rettung von Bausubstanz und um die Schaffung alternativer Lebensräume in den Städten usw. Dies

mündete beispielsweise in der Gründung der IFM 1986. Diese Gruppierung sprengte in mehrfacher Hinsicht den alten Rahmen der „vorsichtigen Gruppenbildung“ und löste sich am radikalsten von den festgefahrenen Mustern: Man entledigte sich eines großen Teils des ideologischen Ballastes, man verließ den engen Raum der privaten oder innerkirchlichen Räume und suchte ganz bewußt Kontakte zu Journalisten und Politikern aus dem Westen; und man verließ schließlich auch den „Isolationkurs“ der DDR-Linken und näherte sich nicht nur durch zahlreiche Kontakte, sondern auch ideell der Opposition im übrigen Ostblock.

Die Tendenz „weg von den Theorien“ zeigte sich z. B. auch darin, daß die Lücken, die die unbefriedigende Beschäftigung mit den Ideologien hinterließ, u. a. mit kulturellen Aktivitäten gefüllt wurden. Ehemalige Theoretiker gingen nun zu Lesungen oder privaten Theateraufführungen oder engagierten sich hier sogar selbst. Diese kulturellen Aktivitäten sind zum Begreifen der weiteren Entwicklung und der weiteren Spaltung der alternativen Bewegung sehr wichtig: Eindeutig politisch denkende und handelnde Menschen haben über mehrere Jahre eine wichtige kulturelle Funktion übernommen oder mitgetragen – ohne jeglichen vordergründig politischen Sinn und Zweck; und es steckte für sie offensichtlich kein Widerspruch darin. Und warum auch – diese Aktivitäten bargen genügend politische Brisanz. Die Notwendigkeit eines Schrittes auch zur *kulturellen Autonomie* haben sie also genau gespürt. Und diesen Schritt vollzogen parallel auch andere Intellektuelle und Künstler, denen es *nur* um die Kunst ging. Dieser Trend war also im ganzen „Untergrund“ präsent; er entstand nicht ausschließlich in Künstlerkreisen – und war auch eindeutig nicht allein das Werk der Staatssicherheit.

---

## V.

---

Aus dieser Entwicklung zur kulturellen Autonomie kann man den *dritten Abgrenzungsprozeß* herleiten: Innerhalb der alternativen Strömungen hatte sich neben dem politischen Leben seit Anfang der achtziger Jahre allmählich ein unabhängiges kulturelles Leben „etabliert“. Es war dies ein notwendiger und legitimer Schritt zur Emanzipation vom allmächtigen Staat, der alles selber

„im Griff“ haben wollte, auch jegliche Kultur – egal wie politisch oder apolitisch sie sich verstand. Die Notwendigkeit dieser Emanzipation, der kulturellen Autonomie spürten hier alle. Auch im ästhetischen Empfinden der aktiven „Macher“ und der an dieser Kunst Interessierten gab es ein großes Maß an Übereinstimmung. Vordergründig nichtpolitische Literatur und Kunst, die sich aber eindeutig zur alternativen Kultur bekannte und keine Anpassungs-Ambitionen zeigte, wurde ohne Vorbehalte akzeptiert. Unter den einzelnen Gruppierungen gab es Kontakte, Austausch, Solidarität. Selbst die apolitischen Gruppierungen hatten in dieser Zeit – durch ihr streng autonomes Selbstverständnis – ein eindeutiges politisches Gewicht.

Erst später (etwa ab Mitte der achtziger Jahre) setzten Vorbehalte, Spannungen ein (wie wir jetzt wissen – zu Recht) und auch Mißtrauen gegenüber denjenigen Künstlern, die sich nur im Ästhetischen bewegen und ganz bewußt keinen direkten Bezug auf das „real existierende“, repressive System nehmen wollten. Gemeint sind die Spannungen zwischen der weitgehend apolitisch eingestellten „Szene“ am Prenzlauer Berg auf der einen Seite und den engagierten oppositionellen oder kulturellen Gruppierungen oder einzelnen Künstlern auf der anderen Seite.

---

## VI.

---

Hier haben wir es mit dem ziemlich fatalen *vierten Abgrenzungsprozeß* zu tun, den man jetzt nachträglich doch zum nicht geringen Teil als das Werk der Staatssicherheit sehen muß. Die Prenzlauer-Berg-Gruppierung (der sich der Verfasser bis zu Zerwürfnissen in den Jahren 1986/87 zugehörig fühlte) verließ in ihrer – von vielen schon seit Anfang der achtziger Jahre kritisierten – Künstler-Arroganz und unter dem eindeutigen Einfluß von Inoffiziellen Mitarbeitern, die dort in Schlüsselpositionen saßen (A. Anderson, R. Schedlinski), als einzige Gruppierung die solidarische Gemeinschaft der Nicht-Angepaßten, der bis dahin alle – ohne es laut zu verkünden oder kompliziert zu reflektieren – aus einfacher Solidarität angehörten. Viele Kontakte zu anderen Gruppen rissen Mitte der achtziger Jahre endgültig ab. Und hier sind die Vorwürfe gegenüber der Prenzlauer-Berg-Szene um Anderson ganz und gar berechtigt: Es wäre möglich gewesen, in der Kunst ästhetischen Her-

ausforderungen zu folgen, sich aber im Alltag – im politischen Alltag – trotzdem solidarisch zu verhalten und die repressive Realität nicht so „konsequent“ zu ignorieren.

Die Ablehnung des „Transportierens“ von politischen Inhalten in der Kunst war – wie dargelegt – ein legitimer Weg zur künstlerischen Autonomie, und dieser Weg bot sehr produktive ästhetische Alternativen zum offiziellen, gleichgeschalteten Leben im totalitären Staat. Natürlich war aber eine apolitisch orientierte Gruppe der Stasi angenehmer als die politischen Gruppierungen – auch wenn jene Gruppe nicht das war, was sich die Stasi ausdrücklich gewünscht hätte. Zur gleichen Zeit trafen in der DDR damals zwei Tendenzen aufeinander: die „sanftere“ Taktik des Sicherheitsdienstes (gemäßigte „negative Kräfte“ ließ man im allgemeinen eher in Ruhe) und die „sanftere“ Tendenz in der Ästhetik. Gleichwohl wird die ästhetisch begründete Legitimität einer „inländischen Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten des Staates“ jetzt – wie damals – zu Recht in Frage gestellt. Diese Tendenz zur „Nichteinmischung“ wurde von der Stasi bei den Versuchen der Spaltung der oppositionellen Strömungen durchaus willkommen geheißen.

Eine Tatsache darf man jedoch nicht außer acht lassen: Der „ästhetisch reine“ Weg war natürlich der bequemere; hier riskierte man wesentlich weniger, man mußte dementsprechend weniger Repression und Angst in Kauf nehmen. Auch dies könnte eine Rolle bei der „rein ästhetischen“ Entscheidung für oder gegen politisches Engagement eine Rolle gespielt haben. Der „ästhetische Weg“ hatte also gewisse Vorteile; und Anderson übte zusätzlich auf viele eine nicht ganz nachvollziehbare, aber trotzdem nicht zu leugnende Faszination aus. Er hat diese Entwicklung, die zur Abspaltung des apolitischen Flügels der alternativen Künstler führte, stark forciert und durch seine Beispielwirkung (bei ihm lief alles reibungslos ab und es kam nie zu Repressalien) viele geblendet und an seine Person gebunden. Ein Indiz seines Einflusses etwa war, daß vergleichbare Kreise in Leipzig politisch viel brisantere Artikel publizierten, als es in der Prenzlauer-Berg-Szene in Berlin unter Einfluß und Kontrolle von ihm und von Schedlinski möglich gewesen wäre. Die Zeitschrift „Anschlag“ druckte in Leipzig z.B. Texte von Havel ab, was bei Anderson oder Schedlinski undenkbar gewesen wäre. Ein weit verbreiteter Irrtum sollte hier aber richtiggestellt werden: Was die Anzahl der Spitzel angeht, war die Prenzlauer-Berg-Szene im Vergleich zu anderen (z. B. politischen) Gruppen trotz allem alles andere als „überbesetzt“.

---

## VII.

---

Der Bezirk Prenzlauer Berg war ein Lebensbereich mit relativ vielen, woanders in der DDR nicht denkbaren Freiheiten, der viele jüngere Menschen aus dem „Rest“ des Landes anzog – unabhängig davon, ob sie künstlerisch arbeiten wollten oder nicht. Der Prenzlauer Berg war ein für DDR-Verhältnisse extrem chaotischer Bezirk, in dem nicht unbedingt die Künstler die Hauptrolle spielten. Dementsprechend war auch die sogenannte „Szene“ vom Prenzlauer Berg alles andere als homogen – man sollte hier eher von einem „Individualistengeflecht“ sprechen. Zusätzlich hatten viele der Künstler, die sich zu dieser Szene zählten, wiederum mit den Schreibenden um Anderson nichts zu tun oder wollten, wie z. B. die Spieler vom Theater „Zinnober“ (und viele andere), ganz bewußt nichts mit ihnen zu tun haben. Das wurde im Rahmen der Prenzlauer-Berg-Debatte die ganze Zeit so gut wie nicht reflektiert. Die Bezeichnung „Prenzlauer-Berg-Szene“ ist also irreführend und ungenau; der Blick von außen verwischte viel zu viele differenzierende Momente. Hier gab es (wenn man schon einengend nur vom künstlerischen Leben sprechen will) viele verschiedene „Beziehungsnetzwerke“ von Künstlern, die mehr oder weniger auch zu der kulturellen „(Gesamt-)Szene“ gerechnet werden konnten, aber mit dem engeren, durch das Stasi-Desaster leider allzugenannt „Kreis“ (der auch kein solcher war) um Anderson nicht in Verbindung gebracht werden sollten. In Wirklichkeit zerfiel die „(Gesamt-)Szene“ in viele kleinere Einheiten, in denen sich Menschen zusammenfanden, die sich mochten und eventuell auch gemeinsam arbeiteten.

Für die Entstehung der alternativen Kulturszene in Ostberlin war auch die besondere Situation dieser Stadt(hälfte) mitverantwortlich. Die Atmosphäre in Ostberlin war entspannter als in der übrigen „Republik“. Man konnte es hier oft relativ einfach schaffen, nur die lächerlichen und harmlosen Seiten der Stasi-Aktivitäten wahrzunehmen und die ernsteren Fakten auszublenden. Als Schutzmechanismus, als Mechanismus der Verdrängung der Angst, hat das gerade in Ostberlin gut funktioniert. Die Stasi verhielt sich hier auch ausgesprochen zurückhaltend. Man konnte sich in der Stadt in vielerlei Hinsicht relativ geschützt fühlen oder sogar mutig – man bekam nämlich mit, mit wie vielen unnötigen, unbegründeten Ängsten sich sonst die „Normalbürger“ um einen herum wegen Nichtigkeiten quälten. In der sogenannten Provinz war

man in dieser Hinsicht näher an der damaligen DDR-Realität. Dort waren die Menschen mit gutem Grund ängstlicher und bei Begegnungen mit (z. B. Berliner) Spitzeln auch sensibler.

Die gleichwohl immer vorhandene Angst erklärt wenigstens teilweise, warum einige von denen, die in den alternativen Szenen besonders aktiv waren und sich in der DDR sonst strafbare Freiheiten nahmen, Inoffizielle Mitarbeiter (IM) der Stasi waren. Als solche hatten sie die Rückendeckung des Staates, einen direkten Draht zu ihm. Statt einer diffusen Bedrohung war ein realer und eventuell intelligenter und freundlicher Gesprächspartner da – als Vertreter dieser Bedrohung zum Anfassen. Und als lebendiger Beweis dafür, daß die Stasi im Prinzip auch „sauber“ arbeiten und „menschlich“ sein konnte.

Die IMs haben zu der in den alternativen Lebensbereichen von innen langsam wachsenden Angstfreiheit viel – und zwar in positivem Sinne – beigetragen. Sie haben durch ihre sogenannten „Kontakte“ nicht nur ihre eigene Angst neutralisieren können, sondern durch ihre „freundschaftliche“ Anwesenheit Zuversicht in bezug auf ihre „nicht-konformen“ bis strafbaren Aktivitäten ausgestrahlt. Im nachhinein darüber zu klagen, daß gerade einige Stasi-Mitarbeiter in der alternativen Kultur oder in oppositionellen Gruppen eine so aktive Rolle übernahmen, ist nicht sehr sinnvoll. Warum manche Leute aktiv bis hyperaktiv wurden, hatte oft einen ganz speziellen Hintergrund; und hier liegt eine Erklärung dafür, warum sich gerade die Stasi-Spitzel so exponiert und so viel (geheimdienstlich auch völlig irrelevanten) Ballast auf sich geladen haben: Einerseits gehörte es zu ihrem Auftrag, sich nützlich zu machen, wichtige Arbeiten zu übernehmen, zuverlässig zu sein; andererseits haben sie durch ihre besondere Bereitschaft, Zeit und Energie zu investieren, versucht, ihre Schuld zu kompensieren. So etwas wie ein schlechtes Gewissen hatten sie wahrscheinlich doch.

Für das Funktionieren der alternativen „(Gesamt)Szene“ spielten die Spitzel ungewollt noch eine andere Rolle: Wegen ihrer gesteigerten Betriebsamkeit gerade in der Prenzlauer-Berg-Szene mußten die Führungsoffiziere im Hintergrund notgedrungen auch andere Kreise, wo Lesungen organisiert, Buch- oder Zeitschriftenprojekte realisiert wurden, in Ruhe lassen, um ihre Spitzenmänner (Anderson, Schedlinski) nicht in die Gefahr der Dekonspiration zu bringen.

Andererseits hat die Präsenz der Spitzel in der Prenzlauer-Berg-Szene sehr viel zerstört; die Spit-

zel haben nicht nur „Angstfreiheit“ verbreitet, sie haben auch ihre verdeckte Destruktivität mitgebracht und ihre Aggressivität – ob direkt oder indirekt – ausgelebt. Die staatlich verordnete Verlogenheit, die so verhaßt war und die man nicht mitreproduzieren wollte, wurde nun heimlich und in Mengen hereingeschleppt und gestreut – ohne eine Spur von Bewußtsein dafür, was für katastrophale Folgen das künstlerisch mit sich brachte. Ohne eine Spur von Bewußtsein, was für eine Verantwortung man auf sich nimmt, wenn man die Entscheidung trifft, sich nach vorne zu stellen und trotz einer Grundlüge einen Teil der Kultur eines sonst kulturell ziemlich ausgebrannten Landes zu repräsentieren. Das Bewußtsein dieser Verantwortung fehlt den beiden Haupthelden vom Prenzlauer Berg bis heute.

Sie und ihre diversen Verteidiger sollten sich, wenn sie weiter behaupten wollen, ihre geheime Mission hätte menschlich und künstlerisch keinen wesentlichen Schaden angerichtet, genau überlegen, was für ein Urteil sie damit indirekt über die künstlerische Sensibilität aller aus der Szene sprechen. Wenn Künstler den Kritikern oder Theoretikern etwas voraus haben sollten, dann ist es gerade die Fähigkeit, nicht rational faßbare, unter der Oberfläche lauernde Dinge als erste wahrzunehmen. Also: Wie sensibel waren dann diejenigen, die nichts von der Verlogenheit und dem Verrat gespürt haben sollten?

Und es sei hier noch einmal wiederholt: Durch die im Zentrum plazierten Top-Spitzel sowie die damit verbundene Schonung wurde verhindert, daß die zu dieser Szene gehörenden Künstler nach und nach in eine wirkliche Konfrontation mit der Macht gerieten und mit der Zeit radikaler wurden. Andernfalls hätten sie sich notgedrungen mehr um politische Dinge kümmern und die repressive Realität der DDR wesentlich schärfer kritisieren müssen – und das hätte natürlich wiederum auch ihre Arbeit geprägt. In diesem Sinne war der Einfluß der Stasi doch gravierend: Es wurde eindeutig eine Entwicklung, die zur – wie auch immer gearteten – Politisierung hätte führen müssen, unterbunden; es wurden Verbindungen zu anderen Kreisen behindert und Spannungen zu anderen Gruppen verstärkt.

Nach 1984 war die produktive, innovative, kollektiv erlebbare Zeit des Prenzlauer Bergs zu Ende. Was folgte, war zum Teil leerer Aktivismus und Weitermachen lediglich in größeren Dimensionen als früher – Weitermachen an Dingen, die Anfang der achtziger Jahre entdeckt und ausprobiert worden waren. Unter dem Einfluß von Anderson – der

sich auch fortsetzte, als dieser in Westberlin lebte – wurde viel mehr auf kommerzielle Verbindungen und Produktionsmöglichkeiten geachtet als auf eine kritische Auseinandersetzung mit der teilweise auch sehr brutalen Realität. Außerdem wurde fleißig an geschwätzigen, theoretischen Texten gebastelt, die mit dem eigentlichen Schreiben oder Malen wenig zu tun hatten. Von der doppelbödigen Realität der Szene waren diese Texte jedenfalls sehr weit entfernt. Der Leerlauf der Produktion hat sich ganz deutlich 1986 bei den Lesungen in der Samariterkirche gezeigt. Es wurde immer klarer – das Polster um diese Szene war künstlich, die Lügen häuften sich; die Unechtheit bzw. das Stagnieren der Produktion war kein Zufall.

Im Herbst 1987, als sich die Stasi zu einem Schlag gegen die Umweltbibliothek entschloß, dort aber trotzdem weitergearbeitet wurde, Lesungen und Diskussionen stattfanden, zeigte sich ganz deutlich, wie anachronistisch die rigide apolitische Haltung in der Prenzlauer-Berg-Szene inzwischen geworden war. Die Stimmung in der Umweltbibliothek war ganz anders, als man es aus der reinen Kunst-Szene gewohnt war; und man mußte dafür keinen politisch-agitatorischen Kunst-Krampf produzieren. Die Haltung in diesem Teil des Untergrunds war einfach anders. Die Kluft zwischen denen, die vorne standen, und denen, die mit berechtigten Erwartungen kamen, gab es hier nicht.

Was für die Zukunft zählt und was auch bleiben wird von der Prenzlauer-Berg-Szene, das sind viele Gedichte, Fotos, Bilder und Konzerte aus diesen

Jahren, die mit Andersons Aktionen und Projekten, auf die er (und nicht nur er) immer noch so stolz ist, nichts zu tun haben; bleiben werden viele Zeitschriften, die von völlig unbelasteten Autoren-(gruppen) herausgegeben wurden (Mikado, Entwerter-Oder, Liane, Ostkreuz, KONTEXT, Anschlag u. a.); was ebenfalls unberührt bleiben wird, das sind weiterhin die Stücke von der Theatergruppe Zinnober oder von Krause-Zwieback. Was man aber künstlerisch zum großen Teil wird abschreiben müssen (unabhängig vom Marktwert der Objekte), das sind viele der Graphik-Mappen; woran man nur mit Gruseln wird denken können, sind die vielen langweiligen, emotionslosen und eklektizistischen Performances aus dem Umkreis von Anderson oder seine eigenen Gesangsleistungen als Frontmann einer Band (sein Gesang blieb ihm nämlich trotz der Verstärker und trotz des starken Willens, etwas herauszuschreien, bezeichnenderweise im Hals stecken). Und auch der Kunstwert aller übrigen „Kunst-Mixturen“, die unter seinem Management entstanden, ist mehr als fraglich.

Nicht vergessen werden sollte schließlich: Das künstlerisch „nichtoffizielle Berlin“ oder die „nichtoffizielle DDR“ bestand nicht nur aus der Szene des Prenzlauer Bergs. In jenen alternativen Bereichen der DDR entstanden viele autonome Kunstwerke, die nicht in den Büros oder den konspirativen Wohnungen der Stasi entworfen wurden, sondern nur dank des Mutes zum Widerstehen und zur Auseinandersetzung vieler eigenständiger Individuen geschaffen werden konnten.

## **Roland Links: Literatur als Lebenswelt. Frühe Erfahrungen eines späteren Verlegers in der DDR**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10/94, S. 3–11

Bücher waren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg überall in Deutschland vor allem jungen Menschen erste Lebens- und Besinnungshilfe. Klassikerausgaben in allen Varianten – billige illustrierte Volksausgaben aus der „Gründerzeit“ neben kostbaren Erstausgaben – stapelten sich in Antiquariaten. Neue Bücher, schlecht gedruckt auf schlechtem Papier, waren selten. Zu Vorböten des Taschenbuches wurden im Westen „rowohlts rotations romane“ (rororo) im Zeitungsformat und zum Preis von 50 Pfennig.

In der SBZ (Sowjetisch Besetzte Zone) wie in der DDR wurde das Buch zur wichtigsten Quelle jener Visionen einer besseren Welt, die seit 1961 an der „Mauer“ zerbröckelten. In späteren Jahren, als Folge der KSZE-Konferenzen, konnten lange verweigerte Werke moderner Weltliteratur erscheinen und trugen zu jenem neuen Besinnungsprozeß bei, der schließlich die „Wende“ vorbereitete. Diese Entwicklung ist allerdings nicht so folgerichtig und offenkundig verlaufen, wie es heute scheint. Es hat an Richtungskämpfen und Reformversuchen nicht gefehlt; deren Auswirkungen auf die Literatur des Landes wie auf die Editionsstrategien der Verlage sind nachweisbar. Sowohl die hier erkennbare Literaturpolitik wie auch die damit verhinderten oder ermöglichten Leseerfahrungen sollten Bestandteil einer fortzuschreibenden deutschen Literaturgeschichte sein.

## **Heinrich Mohr: Mein Blick auf die Literatur in der DDR**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10/94, S. 12–22

In bewußt subjektiver, individueller ‚Erzählung‘ werden Wahrnehmungen der DDR und der Literatur in der DDR durch einen bundesrepublikanischen Literaturwissenschaftler dargestellt. Die Stellungnahmen zu den Debatten der Nach-Wende-Zeit sind dezidiert; Deutlichkeit soll auch Widerspruch erleichtern. Die Verteufelung der Utopie erscheint als Torheit; Utopie wird fast stets nur im Sinne Blochs als „konkrete Utopie“ verstanden, wenn nicht gar als Ideologie mißverstanden. Dazu wird heute die Bedeutung der Utopie für die Literatur in der DDR oft falsch oder zumindest einseitig gesehen: Utopie-Verlust war gerade ein hervorstechendes Merkmal poetischer Texte aus der DDR in den letzten 25 Jahren.

Die Diskussion über die Reformsozialisten verkennt in ihrem oft penetrant moralischen, zuweilen gar ‚polizeilichen‘ Gestus die weitgehende Alternativlosigkeit in der Situation der reformsozialistischen Intelligenz. Die Rede von der „Kollaboration mit der Macht“ verdeckt die einfache Tatsache, daß die Reformsozialisten die Verlierer sind; sie waren es zu DDR-Zeiten und sie sind es nach der Wende.

Die Diskussion neuer literarischer Texte ‚gewesener‘ DDR-Autoren macht einen seltsamen und ärgerlichen Sachverhalt deutlich: die nun ‚westliche‘ Lust auf ideologische Lektüre. Autoren und Texte werden zunehmend nach „political correctness“ befragt. Das nimmt dem poetischen Text den spezifischen Freiraum, den er braucht, um auf seine sehr besondere Weise ‚reden‘ zu können.

## **Thorsten Ahrend: Was ging uns die DDR-Kulturpolitik an? Biographische Notizen eines „Hineingeborenen“**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10/94, S. 23–29

Für viele aus meiner Generation, die etwa Mitte der siebziger Jahre mit der Berufsausbildung oder dem Studium begannen, hatten staatliche Integrationsmechanismen – wie vor allem bestimmte Privilegien – weitgehend ihren Reiz, und andererseits Drohungen ihre Schärfe verloren. Dissenz zwischen dem einzelnen und der Staatsmacht war nicht Resultat von konkreten Enttäuschungen und schmerzhaftem Illusionsabbau, sondern quasi allgemeine Selbstverständlichkeit.

Scharfe staatliche Repressionen richteten sich prononciert gegen dissidente Aktivisten, erschienen aber zunehmend wie ritualisierte Exempel, deren Opfer nahezu jeder werden konnte. Gleichzeitig war das Bemühen der Macht um pragmatische Konfliktschärfung unüberschbar, indem sie wenigstens nach außen halbwegs ihre unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Formen der Selbstdarstellung aufrechterhalten versuchte. Daß sich für die Entscheidungen der Staatsmacht immer weniger nachvollziehbare Begründungen finden ließen – selbst dann nicht, wenn man sich probehalber in ihre Interessenlage hineinzuversuchen versuchte –, führte zwingend zu der Erkenntnis, daß eben diese Willkür das *eigentliche* Instrument einer Macht war, die ihre ideologischen Rechtfertigungen nur noch als Maske vor sich hertrug. Das hatte für den einzelnen die Erfahrung von Rechtlosigkeit und Ausgeliefertsein zur Folge, andererseits aber auch genau das Gegenteil. In absurden Verhältnissen ließ sich sinnvoll weder mit, noch dauerhaft über die Macht reden.

Eine Variante zu handeln war daher das spielerische Ignorieren der Drohung. Innerhalb kleinerer Einheiten (Freundeskreise), für die die Bezeichnung „Nische“ insofern unzutreffend ist, als es um Erhaltung und Beförderung von (auch künstlerischer) Produktivität ging, wurden selbstbestimmte und vertrauensvolle Formen des Zusammenlebens erprobt. Damit wurden Möglichkeiten simuliert, die „real“ (im gesamtgesellschaftlichen Rahmen) nicht gegeben waren. Das trug dazu bei, sie schließlich zu verwirklichen.

## **Jan Faktor: Intellektuelle Opposition und alternative Kultur in der DDR**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10/94, S. 30–37

Die DDR war – auch was das intellektuelle Klima anging – im damaligen Ostblock ein Sonderfall. Die tschechischen Intellektuellen z. B. hatten sich nach 1968 endgültig von der Idee bzw. der Ideologie des Sozialismus verabschiedet. In der DDR hingegen kam es nicht zuletzt durch die westdeutsche 68er-Bewegung zu einer spürbaren Linksverschiebung des intellektuellen Spektrums sowie durch die ideelle und sprachliche Verwandtschaft mit den West-Linken zur engen Partizipation vor allem an diesem Spektrum des geistig-politischen Lebens in der Bundesrepublik. Dabei wurden neben realistisch-kritischen Positionen auch viele West-Illusionen in die DDR (re)importiert. Unter anderem über diesen ideologischen „Umweg“ über den Westen kam es in der DDR zu einer gewissen stillen, aber tiefsitzenden Verbundenheit zwischen den nichtangepaßten oder sogar den direkt oppositionellen linken Intellektuellen und dem DDR-Staat.

In den siebziger und achtziger Jahren begannen dann komplizierte Differenzierungs- und Abspaltungsprozesse unter den jungen, nichtangepaßten DDR-Intellektuellen. Diese Entwicklung umfaßte vorsichtige Absagen an die offizielle politische Ideologie ebenso wie vorsichtige Kritik an der offiziellen Kultur; in ganz anderen Kreisen dann: konspirative Arbeit in marxistischen Zirkeln, inoffizielle kulturelle bzw. offene oppositionelle Aktivitäten. Allmählich hatte sich in größeren Städten eine aktive alternative Kultur „etabliert“. Diese Entwicklung zur Autonomie in den nichtoffiziellen Bereichen der DDR-Gesellschaft führte aber in manchen Kreisen bis zu einer Absage an jegliches politisches Engagement. Das war die bequemere Möglichkeit der Emanzipation –; sie erschien damals nicht wenigen – vor allem einigen Künstlern – als legitim. So z. B. auch manchen in der Ostberliner Szene vom Prenzlauer Berg, wo allerdings die Staatssicherheit wichtige Schnittstellen besetzt hielt und daher auch auf diese Kreise Einfluß nehmen konnte.

# Jahresbände

Aus Politik und Zeitgeschichte

mit komplettem  
Inhaltsverzeichnis



nur **25,- DM**  
zuzügl. Versandkosten

---

*Noch begrenzt vorrätig (Preise w. o.)*  
**Jahrgang: 1991 und 1992**

---



Bundeszentrale  
für politische  
Bildung

Bestell- **Das Parlament**, Vertriebsabteilung  
Adresse: Fleischstraße 62-65, 54290 Trier  
Telefax (06 51) 46 04 - 153